

Historische Sozialkunde

Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung

Sondernummer 2002



**Neue Entwicklungen
in der Geschichtswissenschaft**

VGS

Verein für Geschichte und Sozialkunde
32. Jg./Sondernummer 2002

AU ISSN 004-1618

Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung. Zeitschrift für Lehrerfortbildung. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde (VGS), c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien, Dr. Karl Lueger Ring 1, 1010 Wien.

Ständige MitarbeiterInnen Wien:

Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, Ernst Bruckmüller, Markus Cerman, Franz Eder, Alois Ecker, Hubert Ch. Ehalt, Peter Eigner, Eduard Fuchs, Herbert Knittler, Andrea Komlosy, Michael Mitterauer, Walter Sauer, Andrea Schnöller, Hannes Stekl

Ständiger Mitarbeiter Graz: Eduard Staudinger; Ständige Mitarbeiter Linz: Michael John, Roman Sandgruber;

Ständige MitarbeiterInnen Salzburg: Josef Ehmer, Sabine Fuchs, Peter Gutschner, Sylvia Hahn, Albert Lichtblau, Norbert Ortmayr;

Ständiger Mitarbeiter Luxemburg: Jean-Paul Lehnens

AU ISSN 0045-1681

Beiträge zur Fachdidaktik. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde, Dr. Karl Lueger Ring 1, 1010 Wien.

Ständige MitarbeiterInnen: Vera Cerha, Sonja Dillinger-Deutsch, Christa Donnermair, Irene Ecker, Klaus Edel, Eduard Fuchs, Wendelin Hujber, John Morrissey, Brigitte Schmidt-Ghafouri, Eva Steiner-Béres

Preise Jahresabonnement €16,- (Studenten €12,-), Einzelheft € 5,-, Sondernummer € 7,- zuzügl. Porto.

Bankverbindungen: Bank-Austria Kto. Nr. 601 718 703, Bankleitzahl 20151 Wien;

Deutschland: Hypo Bank München Bankleitzahl 70020001; Kto. 6060714949

Herausgeber (Bestelladresse):

Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Dr. Karl Lueger- Ring 1, A-1010 Wien

Tel.: +43-1-4277/41305 (41301), Fax: +43-1-4277/9413

E-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at

<http://www.univie.ac.at/wirtschaftsgeschichte/vgs>

Titelbild: Detail aus: Musen von herculanensischen Wandgemälden (nach Pitt. di ercolano II).

Quelle: Wilhelm Heinrich Roscher (Hg.), Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, 2. Bd. 2. Abt. Laas-Myton. Leipzig, 1894–1897.

Redaktion: Michael Mitterauer/Hannes Stekl/Andrea Schnöller

Layout/Satz: Marianne Oppel

AutorInnen:

Gert Dressel, Dr. phil., Leiter des Arbeitsbereichs Historische Anthropologie im Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung (IFF) in Wien

Ernst Hanisch, Univ. Prof. am Institut für Geschichte der Universität Salzburg

Margareth Lanzinger, Univ. Ass. am Institut für Geschichte der Universität Wien

Michael Mitterauer, O. Univ. Prof. am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien

Reinhard Sieder, Ao. Univ. Prof. am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien

Hans-Ulrich Wehler, emer. Univ. Prof. an der Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie und Theologie, Abteilung Geschichtswissenschaften an der Universität Bielefeld

Die wissenschaftliche Redaktion der „Historischen Sozialkunde“ wird auch im Jahr 2002 durch eine Förderung der Magistratsabteilung 7, Gruppe Wissenschaft, unterstützt.

Inhaltsverzeichnis

- Michael Mitterauer*
2 Zu diesem Heft
- Ernst Hanisch*
4 Zum Stand der Theoriedebatte in der Geschichtswissenschaft
Geschichtskultur – Zwei große theoretisch-methodische Debatten – Postmoderne und „linguistische Wende“ – Sprache und Geschichte – Wo stehen wir heute?
- Hans-Ulrich Wehler*
12 Rückblick und Ausblick – oder: arbeiten, um überholt zu werden?
- Reinhard Sieder*
17 „Alltag“ – irdisches Elend oder analytische Perspektive?
Die Sterblichkeitsentwicklung im 18. und 19. Jahrhundert – Das Konzept der kurzen und das Konzept der langen demographischen Transition – Plädoyer für eine Neubewertung des frühen Sterblichkeitsrückgangs
- Gerd Dressel*
28 Historische Anthropologie
Die Historisierung menschlicher Elementarerfahrungen. Ein Dialog nach vier Jahren
Der anthropologische Kontext – Interesse für das Fremde bzw. Andere – Interesse für Subjektivitäten und Subjekte – Zwischen Objektivismus und Subjektivismus – Konkretisierung der historischen Menschen – Historische Anthropologie als eine gesellschaftsbezogene Wissenschaft
- Margareth Lanzinger*
48 Mikrogeschichte
Mikrogeschichte und Sozialgeschichte – Der Beobachtungsmaßstab – Dichte Quellendokumentation – Reziprozität - Tausch - Aushandeln – Das außergewöhnlich Normale – Die Kontextualisierung – Mikrogeschichte ist nicht Lokalgeschichte – Mikrogeschichte - die deutschsprachige Variante

Zu diesem Heft Michael Mitterauer

Ist „Historische Sozialkunde“ eine theorieleose Zeitschrift, die den Grundsatzdiskussionen der Geschichtswissenschaft aus dem Weg geht? Kommt der interdisziplinäre Dialog zu kurz? Werden gesellschaftliche Herausforderungen an die Geschichtswissenschaft zu wenig ernst genommen? Sicher gibt es sehr unterschiedliche Wege, grundsätzlich-abstrakte Reflexionen über Aufgaben des Faches mit praktisch-thematischer Arbeit zu verbind-

Man muss in den Heften der „Beiträge zur historischen Sozialkunde“ (seit 2002 „Historische Sozialkunde“) weit zurückblättern, um auf Titel zu stoßen, die ein Theorieproblem zum Thema machen. Die „Biologismus“-Nummer aus dem Jahr 1983 wäre in diesem Zusammenhang zu nennen. Das Themenheft „Jubiläen und Geschichtsbewußtsein von 1976“ fällt auf. Vor allem ist die Nummer „Geschichte und Sozialwissenschaften“ aus dem Jahrgang 1974 mit dem richtungsweisenden Artikel von Jürgen Kocka über „Aufgaben und Funktionen von Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht“ zu erwähnen. Aber das alles ist Theoriediskussion der siebziger Jahre. Die Debatten im Fach und zwischen den Fächern um eine notwendige Neuorientierung sind weitergegangen.

den. In der Zeitschrift bildete in der Regel die Aktualität eines bestimmten Themengebiets den Ausgangspunkt: „Drogen“, „Sexualität“, „Mensch und Tier“, „Lebensräume der Jugend“, „Kunst und Kitsch“, „Migration“, „Gedenken-Feiern-Identitäten“, um einige Titel aus den letzten Jahren aufzugreifen. Und solche aktuelle Themenschwerpunkte standen schon in den siebziger Jahren in der Beschäftigung mit sozialkundlichen Themen im Vordergrund: „Soziale Sicherheit“, „Die Alten“, „Schule“, „Öffentlichkeit“, „Nationalismus“, „Technik und Gesellschaft“. Von einzelnen Themen ausgehend wurde versucht, über deren gesellschaftliche Bedeutsamkeit nachzudenken, interdisziplinäre Verbindungen herzustellen, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, warum traditionelle

Zugangsweisen zur Geschichte dieses Thema bisher vernachlässigt oder überhaupt nicht beachtet hatten. Auch auf diesem Weg gelangt man zu grundsätzlichen Überlegungen über eine notwendige Neuorientierung des Faches. Auch dieser Weg führt zu einer neuen „Schau“ von Geschichte – und das meint ja „Theorie“. Und so enthielten und enthalten die verschiedenen Themennummern der „Beiträge“ implizit viel Theoretisches, ohne dass explizit allgemeine Theoriedebatten geführt wurden.

Beides ist notwendig: Die theoriebewusste Arbeit am einzelnen Thema und die zusammenfassende „Schau“, was denn die Geschichtswissenschaft – zusammen mit anderen Disziplinen – an alten und neuen Aufgaben für die Gesellschaft zu leisten hat. Dieser zweiten Aufgabe gilt die vorgelegte Sondernummer, die seit 1997 ein so großes Interesse gefunden hat, dass nunmehr eine Neuauflage notwendig erscheint. Sie wird eingeleitet mit einem Überblick „Zum Stand der Theoriedebatte in der Geschichtswissenschaft“ von Ernst Hanisch. Hanisch stellt die Kontrahenten in den vielfältigen Auseinandersetzungen innerhalb der Disziplin vor. Er bezieht aber auch mit erfrischender Offenheit selbst Stellung und macht seine eigene Position erkennbar. Mit seinem großen Werk „Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert“ von 1994 hat er seine Schau von Geschichte in die Praxis umgesetzt und im Konkreten überprüfbar gemacht. Mit Hans-Ulrich Wehler kommt dann jener Historiker zu Wort, der wohl wie kein zweiter im deutschen Sprachraum zur Theoriedebatte, aber auch zur inhaltlichen Neuorientierung beigetragen hat. Sein Konzept einer „Historischen Sozialwissenschaft“ hat er in seiner „Deutschen Gesellschaftsgeschichte“ konkretisiert. Aus Anlass seines 65. Geburtstags blickt er sehr persönlich, sehr offen und sehr selbstkritisch auf die Prozesse des Wandels in der deutschen Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten zurück. Die Bezugnahme auf Prozesse des gesellschaftlichen Wandels als deren Hintergrund eröffnet in besonderer Weise Perspektiven für die Zukunft. Dieser Aufsatz ist inzwischen ein Klassiker geworden, der in seinem zeitspezifischen Kontext zu verstehen ist. Die Redaktion hat daher – zum Unterschied von den anderen Beiträgen – nicht um eine Überarbeitung gebeten und die Originalfassung belassen.

Reinhard Sieder hat in die Diskussion um die Neuorientierung der Geschichtswissenschaft vor allem durch seine beiden Aufsätze „Was heißt Sozialgeschichte? Brüche und Kontinuitäten in der Aneignung des Sozialen“ in der „Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaften“ (1990) und „Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?“ in „Geschichte und Gesellschaft“ (1994) eingegriffen. Hier legt er ein Grundsatzreferat zur Alltagsgeschichte vor, die – zurecht oder zu unrecht – vielfach als Gegenposition zum Konzept der „Historischen Sozialwissenschaft“ gesehen wird. Mit Gert Dressel kommt ein Vertreter einer neuen Generation zu Wort. Sein 1996 veröffentlichtes Buch „Historische Anthropologie. Eine Einführung“ stellt die erste zusammenfassende Darstellung dieser Zugangsweise in der Geschichtswissenschaft dar. Auch die „Historische Anthropologie“ wird oft als Gegenposition zur „Historischen Sozialwissenschaft“ interpretiert. Für die Überarbeitung seines Beitrags hat er eine besondere Darstellungsform gewählt, die dem Moment dynamischer Entwicklung in der Geschichtstheorie in spezifischer Weise gerecht wird: den Dialog mit sich selbst aus der Position von vier Jahren danach. Aus demselben Kreis einer historisch-anthropologisch interessierten Nachwuchsgeneration stammt Margareth Lanzinger, die in die Neuauflage einen zusätzlichen Beitrag zum Thema „Mikrogeschichte“ einbringt. Sie schlägt damit eine Brücke zu „neuen Entwicklungen der Geschichtswissenschaft“, wie sie sich primär in Italien ausgebildet haben. Ihre Präsentation einer spezifisch italienischen Zugangsweise kann darauf aufmerksam machen, dass wir im Bemühen um eine theoretische Neuorientierung unseres Faches nicht immer nur nach Westen schauen sollten, sondern auch nach Süden – vielleicht auch einmal nach Osten und Südosten.

Als 1974 Jürgen Kocka in der Themennummer „Geschichte und Sozialwissenschaften“ schrieb, nannte er seinen Beitrag

„Aufgaben und Funktionen von Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht“. Dass „Aufgaben und Funktionen“ von Geschichte in der Wissenschaft und im Unterricht nicht nur gemeinsam behandelt, sondern auch gleichartig gesehen werden können, war für den Autor ganz selbstverständlich. Eine analoge Übereinstimmung wird vielleicht manche Leserin, mancher Leser in der vorgelegten Nummer vermissen. Das liegt nicht an den Autoren, sondern an den Debatten, auf die sie einzugehen haben. Nicht nur Lehrerinnen und Lehrer, die sich auf die kommenden Unterrichtsstunden vorbereiten, auch empirisch arbeitende Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen werden sich fragen, ob „linguistic turn“ oder „poststrukturalistische Diskursanalyse“ zentrale Probleme ihres Arbeitslebens darstellen. Wissenschaftstheoretische Probleme im Allgemeinen und geschichtstheoretische im Besonderen werden vielfach nicht nur in der Sprache, sondern auch im Inhalt auf einer sehr abgehobenen Ebene geführt. Theoretische Reflexion der eigenen Arbeit grundsätzlich abzulehnen, wäre sicher eine falsche Reaktion auf diesen Befund. Die Entfremdung zwischen Theorie und Praxis ist ein Problem von Arbeitsteilung und von mangelnder Kommunikation. Geschichtstheorie wird dann in der Praxis „anwendbar“ sein, wenn Theoriebildung in allen Bereichen jener vielfältigen „Geschichtskultur“ erfolgt, die Ernst Hanisch in der Einleitung seines Beitrags anspricht, und wenn zwischen diesen verschiedenen Bereichen geistiger Austausch besteht. Die Schule als staatlich organisierte Form der Geschichtsvermittlung stellt in dieser „Geschichtskultur“ einen besonders wesentlichen Bereich dar. Für den Geschichtsunterricht zu erwarten, dass Theorie „von oben“ oder „von außen“ kommt, wäre wohl verfehlt. Theoriebildung muss in Kommunikation erfolgen. Eine theoretisch ihren Stand und ihre Aufgaben reflektierende Geschichtswissenschaft ist auf Impulse seitens der Schule in besonderer Weise angewiesen.

Zum Stand der Theoriedebatte in der Geschichtswissenschaft

Geschichtskultur

Die Geschichtswissenschaft ist nur ein Element der Geschichtskultur einer Gesellschaft. Geschichtskultur umfasst dabei alle Formen, in denen ein Wissen über Vergangenheit präsent ist (Hardtwig 1990). Dazu gehören die mündlichen Erzählungen, in der Familie wie beim Wirtschaftsdiskurs, dazu gehören stumme Erinnerungsorte, die doch so beredt sind, Mauthausen beispielsweise, dazu gehören die lauten Stimmen der Medien. Den erfolgreichsten Geschichtskurs hat in Österreich wohl Hugo Portisch mit „Österreich II“ gehalten; ich sage das ohne Neid. In diesem Stimmenwirrwarr, in dieser Bilderflut muss sich die Geschichtswissenschaft bewähren: in Distanz und Nähe. Sie übt so etwas wie ein kritisches Wächteramt über die kollektiven Erinnerungen aus (Le Goff 1992). Ihre Aufgabe liegt weniger in der Sinnstiftung als in der Aufklärung, in der klugen und distanzierten Abwägung der Standpunkte (Kocka 1989). Ein Historiker wie Karl Lechner, der 1946 – bei der 950-Jahrfeier – von der ewigen Aufgabe Österreichs schwärmte, der in der österreichischen Sendung die Verwirklichung einer Idee Gottes sah, verfehlte wohl seine Aufgabe und wurde zum Ideologieproduzenten (Heiss 1996: 18). Ebenso deutlich aber muss sich die Geschichtswissenschaft gegen den „schwarzen Mythos“ von Österreich wenden, der den intellektuellen Diskurs beherrscht hat: Österreich als Hort allen Unheils, Österreich als „Mördergesellschaft“, oder wie immer diese liebevollen Bezeichnungen auch lauten (Hanisch

1996). Schon das bewährte Mittel des historischen Vergleiches schafft Relationen, die solche goldenen wie schwarzen Mythen entzaubern.

Die Funktion einer kritischen Kontrollinstanz beschränkt sich keineswegs auf die Zeitgeschichte. Das etwas grotesk aufgeblähte Selbstbewusstsein der Zeitgeschichte läuft Gefahr, historische Tiefenperspektiven zu verengen und allzu modisch dem unreflektierten Gebrauch von Begriffen, Vorstellungen und Ideologemen aufzusitzen. Diese Funktion der Geschichtswissenschaft als Aufklärung steht aber heute, in der intellektuellen Postmoderne, zur Debatte. In der Zeitgeschichte wiederum, die moralisch immer mehr aufgeladen wurde, macht sich zunehmend ein Dogmatismus und eine neue Orthodoxie breit, die, verknüpft mit einer Sakralisierung des Holocaust, jeden kritischen Einwand mit dem Revisionismusverdacht belegen und so als Häresie verbannen.

Zwei große theoretisch-methodische Debatten

Der Bruch des Jahres 1945 hatte das theoretisch-methodische Repertoire der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft nur wenig berührt. Der Wind, der die französische Geschichtswissenschaft in den dreißiger Jahren so tief aufgewirbelt hatte, wehte nur schwach in den deutschsprachigen Raum hinüber. Gewiss, es gab jene Historiker, die sich in den fünfziger Jahren bemühten, neuen Wein in alte Schläuche zu gießen: Theodor Schieder, Werner Conze, Otto Brunner. Alle

drei Historiker sind inzwischen als aktive Nationalsozialisten enttarnt worden, die an den „ethnischen Säuberungen“ des NS-Regimes in der einen oder anderen Art mitwirkten. Die Debatte über Otto Brunner, den Säulenheiligen der österreichischen Mediävistik, ist hierzulande bislang freilich ausgeblieben (Schulze 1999). Im Großen und Ganzen blieb das Paradigma eines leicht modernisierten und demokratisch angepassten Historismus nach 1945 unangefochten (Wehler 1980: 13-41; Schulze 1993; Fellner 1985).

Das änderte sich in den 1960er-Jahren. Eine neue Generation wollte eine neue Geschichte. Eine kritische Geschichtswissenschaft mit emanzipatorischer Absicht, wie mit einigem Pathos postuliert wurde. Die Aufbruchstimmung der 60er-Jahre – Stichwort 68er-Generation – förderte die Suche nach einem neuen Paradigma; die Rezeption undogmatischer marxistischer Positionen, die Begegnung mit den amerikanischen Sozialwissenschaften, diese Tendenzen brachten eine neue Form der Geschichtsschreibung hervor, die sich bald als Historische Sozialwissenschaft bezeichnete. Da die wichtigsten Protagonisten – Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka – rasch nach Bielefeld berufen wurden, sprach man auch von einer Bielefelder Schule (Wehler 1980; Iggers 1993).

Ihre Kennzeichen waren: ein ausgeprägtes Theoriebewusstsein und die Lust auf reflektierende, auch polemische Debatten, das Sicheinlassen auf andere Sozialwissenschaften, die Betonung der Strukturgeschichte gegenüber der Ereignisgeschichte, die Forcierung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte gegenüber der politischen Geschichte, die Bevorzugung der sozialwissenschaftlichen Kategorien Analyse und Erklärung gegenüber den historistischen Kategorien Erzählen und Verstehen. Wie bei der Herausbildung eines neuen Paradigmas üblich, besetzten die Vertreter der Gesellschaftsgeschichte (Kocka

1986) – wie der Name später lautete – bald einflussreiche Lehrstühle, protegierten einen Schülerkreis, gaben eine eigene Zeitschrift heraus, „Geschichte und Gesellschaft“, eine eigene Publikationsreihe und organisierten ihr Zitierungskartell.

Wie einflussreich das Paradigma letztlich war, zeigte sich daran, dass selbst ein theoretischer Gegner wie Thomas Nipperdey, der einen reflektierten Neohistorismus zu fundieren suchte, in seiner großen „Deutschen Geschichte“ – mit dem provokativen Eingangssatz: „Am Anfang war Napoleon“ – doch dem Zauber der Gesellschaftsgeschichte unterlag (Nipperdey 1983/1992). Es wäre spannend, und ein intellektuelles Vergnügen obendrein, zu verfolgen, wie Wehlers „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“ und Nipperdeys „Deutsche Geschichte“ in Konkurrenz gegeneinander geschrieben wurden und aufeinander replizierten (Wehler 1987/1995). Das muss ich mir hier versagen.

Das Bewährungsfeld für die neue Historie war das „lange 19. Jahrhundert“, war die Frage nach dem deutschen Sonderweg und damit die Frage: Wie konnte der Nationalsozialismus in einer hochindustrialisierten und hochzivilisierten Gesellschaft an die Macht kommen? (Grebing 1986).

In den 1980er-Jahren geriet diese neue Orthodoxie unter Beschuss. Partiiell war es auch ein Generationenproblem. Mit der ökonomischen Stagnation und dem Stopp des Universitätsaufbaues gerieten hochqualifizierte Historiker an den Rand des akademischen Lebens und versuchten mit Geschichtswerkstätten, dem englischen Beispiel folgend, eine „Geschichte von unten“, eine „Grabe wo du stehst“-Bewegung zu fundieren. Das erste Label, das verschiedene Strömungen zusammenfasste, hieß „Alltagsgeschichte“ und war dezidiert gegen die Strukturgeschichte der Bielefelder gerichtet (Lüdtke 1989; Borscheid 1987). Wie zu erwarten, erfolgte sofort der Bannfluch des Papstes. Wehler sprach von sozialromantischen,

gefühlsseligen Bekenntnissen des „Small is beautiful“, einer grünlich schillernden Seifenblase, von gefühlsstarken, aber denkschwachen „Barfußhistorikern“ (Wehler 1989:130-151).

Die Grenzen des Wachstums, die mit der Ölkrise und der ökonomischen Stagnation seit Mitte der 1970er-Jahre bewusst wurden, führten zu einer heftigen Kritik der Modernisierungstheorien, die in unterschiedlichen Nuancen die Forschungsperspektiven der Historischen Sozialwissenschaft geleitet hatten. Der sich anbahnende Perspektivenwechsel kehrte der als „kalt“ und „mensenleer“ denunzierten Struktur- und Prozessgeschichte den Rücken zu, entdeckte die kleinen Lebenswelten als Forschungsfeld, versuchte, in den Wärmestrom des subjektiven Faktors einzutauchen und setzte die Erfahrungsgeschichte, die mikrohistorische „Geschichte im Kleinen“ gegen die makrohistorische Gesellschaftsgeschichte. Am deutschen Historikertag in Berlin 1984 kam es zur entscheidenden Kontroverse. Hans Medick, der theoretisch versierte Wortführer der Alltagsgeschichte, suchte die Anregungen nicht mehr bei Ökonomie und Soziologie – die große Inspiration war ja von Max Weber ausgegangen –, sondern in der Ethnologie (Medick 1984). Als methodische Wunderwaffe galt die „dichte Beschreibung“ des Clifford Geertz, die Modellgeschichte war Carl Ginzburgs „Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600“ (Geertz 1987; Ginzburg 1979). Medick wie Ginzburg haben sich inzwischen deutlich von dem Versuch distanziert, sie für die postmoderne Geschichtstheorie zu instrumentieren. Beide lehnen den Versuch der Postmoderne ab, die Suche nach der Wahrheit in der Geschichtsschreibung zu liquidieren. Beide beharren auf dem Beweis, der nicht allein durch Rhetorik ersetzt werden kann (Medick 2000; Ginzburg 2001).

Gemeinsam blieb in den 1980er-Jahren zunächst ein grundsätzlich

sozialgeschichtlicher Ansatz, aber mit der Zeit verschob sich der Schwerpunkt von der Sozialgeschichte zu Studien über kulturelle Praktiken, bis mit der Historischen Anthropologie ein neues Paradigma auftauchte, mit einer gleichnamigen Zeitschrift, mit zunehmender Bindung von Forschungskapazitäten (Habermas 1992). Die Geschichte der Menarche sei, wie gesagt wurde, genauso wichtig wie die Geschichte der Monarchie oder die Geschichte der Arbeiterklasse (Schulze 1994: 10). Die Faszination galt dem Fremden, dem widerspenstig Eigensinnigen, dem Außenseiterischen, all dem, das sich dem glatten Modernisierungsprozess verweigerte. Die feministische Geschichtswissenschaft, eine der am meisten expandierenden Strömungen im Flusse der Historie, floss in eine ähnliche Richtung (Schissler 1993).

Postmoderne und „linguistische Wende“

Mit dem Aufkommen der postmodernen Diskurse haben sich die Kontroversen verschärft. Dabei ist ein Blick auf die angelsächsische Debatte notwendig (Iggers 1995:557-570; Hanisch 1996; Jenkins 1997). In einem Schlüsseltext der Postmoderne hat Jean-Francois Lyotard das Ende der „großen Erzählung“ verkündet. Gemeint war damit die Botschaft der Aufklärung und der Emanzipation, gemeint war aber auch jede umfassende Theorie, welche die Geschichte der letzten Jahrhunderte strukturieren könnte (Lyotard 1986). Die „große Erzählung“ wird abgelehnt, weil sie die Peripherie des Geschehens ausschließe und die Kreativität der Differenz negiere, weil sie eine Kohärenz der Geschichte postuliere, die es in Wirklichkeit nicht gäbe, und tiefe, substanzielle Fragen vermeide.

Die Selbstdeutung der Gegenwart als Postmoderne war der Versuch, eine Antwort auf die Folgekosten der Modernisierung zu gewinnen. Diese Antwort stammte aus der Kunst,

der Architektur, der Literatur, die in den siebziger Jahren meinten, die Mittel der künstlerischen Avantgarde hätten sich erschöpft und ein neuer spielerischer Umgang mit den Epochen und Stilen wäre notwendig (Harvey 1995). Von hier drang das postmoderne Gerede in die Geistes- und Sozialwissenschaften. Was als Kennzeichnung einer künstlerischen und intellektuellen Bewegung durchaus einen Sinn ergab, stieß in den Sozialwissenschaften auf die Aporie, dass der westliche Modernisierungsprozess offensichtlich unaufhaltsam weitergeht. Die Botschaft vom Ende der „Metaerzählung“ fand jedoch bei Postmarxisten und Postachtundsechzigern, die den Zusammenbruch ihrer Erwartungen zu verarbeiten hatten, ein gewisses Echo.

Vor allem in den USA ist die Dominanz der Sozialgeschichte in einen Zangengriff geraten: Der neue Konservatismus bestimmt das politische Klima und klagt die Sozialgeschichte an, den Mythos der amerikanischen Geschichte zerstört, die Glorie beschmutzt und die Helden entthront zu haben; auf der anderen Seite hatte die Demokratisierung und Öffnung der Universitäten in den 60er-Jahren andere soziale Schichten, neue Ethnien, vor allem die Frauen in die Wissenschaft gebracht, damit multikulturelle Perspektiven gefördert und den Standard und den Modellcharakter der westlichen Zivilisation radikal in Frage gestellt. Die Anklage der Relativisten lautet: Die Sozialwissenschaften seien ein soziales Konstrukt, eine Serie von linguistischen Konventionen, ein elaboriertes Machtspiel, um dem Westen den Reichtum über diese Erde zu sichern (Appleby 1995).

Der 100. Band der einflussreichen „The American Historical Review“ spiegelt diese Entwicklung recht genau. Das Frontispiz zeigt die Mannschaft von 1895: würdige Herren mit steifen Krägen, begleitet von ihren Damen; die Mannschaft von 1995 ist ein lockerer Haufen von

hemdärmeligen, bejeanten Frauen und Männern. Der Text enthält eine kritische Auseinandersetzung mit den großen Erzählungen der amerikanischen Geschichte, die Stimmen der Native Americans und African Americans und Dominick LaCapra, er wird uns noch begegnen, mit einem programmatischen Text über Geschichte, Sprache und Lesen. Seine Typologie der historischen Lektüre bringt zwar eine neue Dimension in die Debatte. Die Darstellung der Dekonstruktion als kreatives „strong misreading“ freilich, an Derrida und de Man geschult, wird einem empirisch arbeitenden Historiker wohl einen Schauer über den Rücken jagen (LaCapra 1995:811-819).

Die angelsächsische Diskussion hat so eine etwas andere Wendung genommen als die deutschsprachige, die von der Opposition der Alltagsgeschichte, der Historischen Anthropologie zur Historischen Sozialwissenschaft bestimmt war. Das floss in den 90er-Jahren in die Opposition zusammen: Kultur versus Gesellschaft. Zur Leitwissenschaft der angelsächsischen Debatte avancierte weniger die Ethnologie – obwohl das Modell der „dichten Beschreibung“ einflussreich blieb – als vielmehr Linguistik, Semiotik und Literaturwissenschaft. Sprache wird dabei als ein selbstregulierendes System von Zeichen verstanden, das auf keine außersprachliche Welt deutet, aber in sich hierarchisch ist. Sprache ist ein Teil des Machtdiskurses. Die Fokussierung auf „Sprache“ versucht die Logik der Interpretation von der Wirtschaft, von der Sozialgeschichte, von der Politik her aufzusprennen.

Kenneth Barkin hat die Tradition des Postmodernismus als fundamental „deutsch“ gekennzeichnet. Dieser war zwar in Frankreich erfunden und in den USA begeistert aufgenommen worden, aber hinter Foucault stand Nietzsche, hinter Lacan Freud, hinter Derrida Heidegger, hinter Saussure Frege (Barkin 1995:247). Die Grenzen zwischen den Ismen sind unscharf:

zwischen Poststrukturalismus (Foucault), Dekonstruktivismus (Derrida), linguistischer Wende (Saussure, Rorty). Alle diese Tendenzen unter die Chiffre Postmodernismus zu stellen, ist nicht ganz korrekt, aber ihre explizite Gegnerschaft zur Modernisierungstheorie – in der Historiographie die Gegnerschaft zur Historischen Sozialwissenschaft – erlaubt wohl eine solche Typisierung (Conrad 1994; Nagl-Docekal 1996).

Diese postmoderne Diskussion hat die deutschsprachige Geschichtswissenschaft erst spät berührt. Vor allem Jörn Rüsen hat versucht, in einer vermittelnden Position die Herausforderung der Postmoderne aufzugreifen, wobei das „maßgebende Element der Modernität, die methodische Rationalität“ bewahrt werden soll (Rüsen 1993: 17-30). Die radikalen postmodernen Sprachspieler hingegen versuchen, die historische Kontextualisierung durch Dekontextualisierung zu ersetzen. Statt eines diskussionsfähigen, daher kritisierbaren Standpunktes wird die Abwesenheit von Standpunkten propagiert. Das Heil wird in der Zersplitterung, im Torsohaften gesucht. Eine Hierarchie des Relevanten und weniger Relevanten soll es nicht geben. Die Bausteine einer sozialwissenschaftlich inspirierten Geschichtswissenschaft, Struktur – Prozess – Ereignis – sozialer Wandel, werden negiert; Tiefendimensionen verflachen zur flirrenden Oberfläche. Die radikale postmoderne Geschichtstheorie greift auf den romantischen Protest gegen die Aufklärung zurück, auf die „Ästhetik des Fragments“ (Friedrich Schlegel). Jede Synthese stehe unter dem Zwang des Konzeptes, grenze aus, planiere; daher wird sie als „letztes Aufbäumen der alten Schule“ (Karl Stocker) verworfen. An die Stelle der Synthese, die hierarchisch vorgeht, soll „eine anarchistische (oder „demokratische“) Summe von unabhängigen historischen Miniaturen“ treten (Ankersmit 1993: 72).

Vor allem der niederländische

Geschichtsphilosoph Frank R. Ankersmit versucht, die postmoderne Geschichtstheorie als Radikalisierung des Historismus zu verstehen. Rankes Konzept der Geschichte als Individuell-Besonderes richtet sich gegen die Meta-Erzählung der Hegelschen Philosophie. Was Ankersmit freilich herunterspielt, ist, dass die moderne Geschichtswissenschaft keine globale Theorie à la Hegel verwendet, sondern kontrollierbare Theorien mittlerer Reichweite. Sein Ideal der Geschichtsschreibung findet Ankersmit konsequenterweise in der Mikrohistorie, in allem, was bislang als irrelevant, trivial, am Rande liegend angesehen wurde. Diese Mikrohistorie repräsentiere nur mehr sich selbst, wie die moderne (!) Malerei habe sie keinen „Gegenstand“ mehr, verweise auf keine außerhalb liegende Realität, sondern absorbiere die Realität in der Darstellung. Im Rückgriff auf den Historismus wird die postmoderne Historie zur „Kunst“ erhoben. Geschichte ist nicht länger die Rekonstruktion der Vergangenheit, sondern ein kontinuierliches Spiel mit der Erinnerung.

Zwischen den Sprachspielern der Postmoderne und den Hütern der alten Ordnung herrscht Krieg, wie eine feministische Mediävistin von der Columbia University unter dem Titel „Lob der Fragmente. Geschichte als Komödie“ festgestellt hat (Walker-Bynum 1996:16).

Diese Debatte verlief bislang fast nur auf der Ebene der Theorie. Es gibt kaum Beispiele einer postmodernen Historiographie. Im Jahre 2001 ist jedoch auf Deutsch das viel gelobte Buch des Literaturwissenschaftlers Hans Ulrich Gumbrecht „1926. Ein Jahr am Rande der Zeit“ erschienen, das als ein solches Beispiel gelesen werden kann (Gumbrecht: 2001). Postuliert wird das Ende der klassischen Geschichtsschreibung, aber ebenso das Weiterbestehen des Bedürfnisses nach „unmittelbarem Erleben vergangener Welten“ (Gumbrecht 2001: 460). Dieses Bedürfnis wird bedient,

indem der Autor jede Interpretation der Tiefenstruktur der Geschichte ablehnt und allein auf „sinnliche Oberflächenqualitäten“ setzt. Diese wiederum liefern vorwiegend Texte der Literatur. Die Schreibtechnik, die Gumbrecht verwendet, ist die des Lexikons. Ständige Verweise auf andere Stichwörter erzeugen tatsächlich den Eindruck der flirrenden Oberfläche, eines gekräuselten Pointillismus ohne Tiefendimension. Es gibt keinen ökonomischen Konjunkturzyklus, keine Analyse des politischen Systems, keine Sozialstruktur, keine Typologie der kulturellen Entwicklung, keine historische Distanz. Es gibt nur eine angebliche (methodisch ziemlich naive) direkte Vergangenheitserfahrung. Das ist zum Teil recht spannend zu lesen, verlässt jedoch entschieden jeden Standart der kritisch analytischen Geschichtsschreibung.

Sprache und Geschichte

Tatsächlich kann die Geschichtswissenschaft ohne Hysterie auf diese neue Herausforderung reagieren. Die „linguistische Wende“ sollte produktiv genutzt werden, weil sie erstens den Historiker zwingt, „Texte“ wiederum genauer zu lesen, zweitens, weil sie ihn über die Funktion und Grenzen der Sprache nachdenken lässt, die er verwendet, und drittens, weil unter Umständen die Möglichkeit neuer Darstellungen der Geschichte näherückt. Die neuen Medien sind in Konkurrenz zum Buch getreten. Die moderne Geschichtskultur rückt das Bildgedächtnis neben die Textarchive. „Visual History“ erobert einen immer breiteren Marktanteil. Das Fernsehen verwischt – scheinbar – die Grenzen zwischen erfahrener Wirklichkeit und Phantasie, erfordert jedenfalls neue Anstrengungen der Quellenkritik (Schörker 1995).

Die „linguistische Wende“ hat die Historiker daran erinnert, dass die Grenze zwischen Ereignis und Fiktion kein Eiserner Vorhang ist.

Die Quellen selbst transportieren Phantastisches, die Herstellung von Zusammenhängen zwischen den Ereignissen, jede gehaltvolle Interpretation, neue kühne Erklärungen kommen ohne Phantasie und Imagination des Historikers nicht zustande. Aber: es ist eine kontrollierte und kontrollierbare Fiktion! Alle Begriffe und Konzepte der Geschichtswissenschaft sind bis zu einem gewissen Grade „Konstrukte“, hängen von der Fragestellung ab. Dennoch existiert eine Grenze zwischen Fakten und Fiktion, und sie ist für den Historiker lebenswichtig. Es gibt einen Unterschied zwischen Literatur, Rhetorik und Historie, der unüberbrückbar bleibt (Evans 1998). Wenn der Historiker seine Fragestellung formuliert hat, muss er sich an die harte Arbeit der Quellensuche und Quellenkritik machen. Die Ebenen der Realität, auf die sich die Quellen jeweils beziehen, müssen strikt auseinander gehalten werden. Literarische und wissenschaftliche Texte stehen unter einem anderen Gesetz. Historisch-wissenschaftliche Aussagen unterliegen dem „Vetorecht der Quellen“ (Reinhart Koselleck) als letzter Instanz. Sie müssen intersubjektiv überprüfbar bleiben: Literarischen Texten ist ein viel freierer Umgang mit der Realität erlaubt. Auf dieser Differenz ist mit Nachdruck zu beharren. Nur diese Differenz, die das methodisch Kontrollierte der Forschung sichert, garantiert den wissenschaftlich-rationalen Kern der Historie.

Hier ist die Marwick-White-Debatte von einem besonderen Interesse. Arthur Marwick, der eine klassische Einführung in die Geschichtsschreibung verfasst hatte („The Nature of History“, 1990), warf in einer Polemik den Postmodernisten generell vor, in ihren metahistorischen Spekulationen die Praxis der empirisch arbeitenden Historiker völlig zu vernachlässigen. Wissenschaftstheoretisch arbeitende Historiker antworteten: Die Praxis der Historiker sei blind gegenüber den Voraussetzungen ih-

rer Arbeit. Sie sind geleitet von den Vorurteilen des Commonsense und verwenden laufend theoretisch völlig ungeprüfte Annahmen (Marwick 1995:5-35; White 1995:233-246; Lloyd 1996:191-207). Hayden White, von der Ausbildung ein Mediävist, der sich in einem Interview als „Marxist“ bezeichnete, wuchs so von einer Randposition zu einer Leitfigur heran. White rehabilitierte die rhetorischen Formen und den narrativen Diskurs, wobei für ihn historische und mythische Erzählungen als menschliche Universalien prinzipiell gleich sind. Er behandelt historisch-wissenschaftliche Texte wie literarische Texte, sucht die Modellierung der Erzählstruktur (Emplotment), verwendet die rhetorische Technik der Tropen als Form der Analyse, um die Tiefenstruktur der Geschichtsschreibung aufzudecken. Doch es ist bezeichnend, dass White sein Demonstrationsmaterial fast durchwegs mit dem „goldenen Zeitalter der Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert“ eingrenzt, dass er genau um Max Weber einen großen Bogen macht (White 1990; White 1991). Den Paradigmenwechsel, der in den 1960er-Jahren in der Geschichtswissenschaft stattfand (in Frankreich schon früher), lässt er geflissentlich aus. Zweifellos ist die sprachliche Darstellung mehr als bloßes Ornament; Sprache und Diskurs sind aktiv bei der Modellierung der sozialen Realität beteiligt. In der Sensibilisierung für die Sprachen der Historie können die Arbeiten von Hayden White durchaus nützlich sein. Aber empirisch arbeitende Historiker werden mit Befremden lesen, dass sie einen „poetischen Akt“ vollziehen, wenn sie die Begriffsstrategien zur Erklärung und Darstellung der Daten auswählen (White 1991:11).

Dabei ist nun die Kontroverse zwischen White und Marwick nochmals von Bedeutung. Während White die Metaphorik als zentralen Topos der Geschichtsschreibung ansieht, als eine Form, die Komplexität der historischen Erfahrung zu

charakterisieren, beharrt Marwick auf einer möglichst sorgfältigen Definition von Begriffen, auf ihrer Trennschärfe und Exaktheit. Der Satz Karl Vosslers gilt nach wie vor: Die Schönheit der wissenschaftlichen Sprache liege in ihrer Genauigkeit. Die Metapher gehöre zum Repertoire der Rhetorik, sie verdecke die Schwächen einer nicht sorgfältig genug ausgearbeiteten Analyse. Beide Positionen spielen jedoch Extreme an. Wissenschaftliche Geschichtsschreibung lebt von der Schärfe und Genauigkeit ihres Begriffsapparates. Das sollte unbestritten sein. Allerdings – und darauf hat Joan W. Scott vom Blickpunkt eines poststrukturalistischen Feminismus her aufmerksam gemacht – jede Definition schließt gleichzeitig etwas anderes aus: „meanings are constructed through exclusions“ –, der Historiker als Produzent von Wissen muss bei seiner Begriffsbildung immer auch darauf achten, was er dabei ausschließt (Scott 1988:7). Das gilt vor allem bei der Festlegung der Relevanzkriterien. Auf der anderen Seite gibt es keinen wissenschaftlichen historischen Text, der ganz ohne Metapher auskommt. Trotz aller Bemühungen um Präzision behält die Sprache der Historie ein gewisses Ausmaß an „semantischer Polivalenz“ (Pietro Rossi). Die Differenz zwischen Zeichen und Bezeichnetem bleibt. Daher muss Metaphorik nicht immer auf eine Schwäche der Analyse deuten – jeder freilich wird sich dabei ertappen, wie er gelegentlich der Anstrengung des Begriffes in die Metapher ausweicht –, Metaphorik kann auch mithelfen, eine offenere Textstruktur herzustellen, Mehrdeutigkeiten bewusst ins Spiel zu bringen, den Leser zum Weiterdenken zu ermutigen ...

Drastisch gesagt: Angesichts des Holocaust kommt ein Relativismus à la Hayden White in beträchtlichen Argumentationsnotstand. Zählt nur das „Meinen“ und die Rhetorik, dann haben die Revisionisten, die den Holocaust leugnen, ebenso recht

wie die Historiker der „Endlösung“. White, der nicht zu den Revisionisten zählt, versucht den Rückzug in die Kreation einer neuen Rhetorik, einer „middle voice“, die er der literarischen Darstellung in der Art von Proust, Joyce und anderen abschaut (White 1992:48). Aber das scheint keine Lösung für das Problem, ob tatsächlich alle historischen Ereignisse „infinitely interpretable and ultimately undecidable“ sind. Dass die historische Realität vielschichtig ist und unterschiedliche Interpretationen verträgt, ist Gemeingut der Historiker. Aber: Ist jede Interpretation, bei Berücksichtigung möglichst vieler Quellen, tatsächlich gleichwertig? Ist die Zahl der Interpretationen tatsächlich unendlich? Empirisch arbeitende Historiker werden diesem „metahistorischen“ Postulat ein entschiedenes Nein entgegensetzen.

Tatsächlich hat Hayden White seine anfänglichen Positionen inzwischen stark relativiert. Zum einen hebt er nun bewusster auf den erzählenden Typus der Geschichtsschreibung ab (daher seine Konzentration auf das 19. Jahrhundert), lässt den analytischen Typus (des 20. Jahrhunderts) daher aus. Zum anderen ersetzt er die Charakterisierung der historischen Erzählung als „fiktional“ durch den Begriff „literarisch“. Er bleibt aber dabei, dass jede Geschichtsschreibung „figurativ“, das heißt: konzeptiv und rhetorisch ist; dass die Sprache des Historikers nicht nur ein Problem der Form, sondern des Inhalts ist; dass eine selbstreflektierende Geschichtsschreibung auch den Vorgang des Schreibens reflektieren muss. Damit kann man leben (White 2001: 341-349).

Der Ansatz von Dominick LaCapra kann dann als nützliche Denkfigur begriffen werden. Der Text, so sagt er, ist ein „Geflecht von Widerständen“; der Historiker steht mit seinen Quellen in einem ständigen Dialog, und dieser Dialog hat eben zwei Seiten: „Ein guter Leser ist auch ein aufmerksamer

und geduldiger Zuhörer“ (La Capra 1988: 77). Diese Denkfigur hat Jerzy Topolski noch erweitert: Der Historiker führt den Dialog mit der Vergangenheit, mit sich selbst und mit seinen Lesern – im engeren Sinne: mit der wissenschaftlichen Gemeinschaft (Topolski 1994:37).

Die Professionalisierung der Geschichtswissenschaft, die Ausbildung formaler Fachsprachen haben enorme Probleme für die Vermittlung an ein breiteres Publikum gebracht. Gleichzeitig ist auch viel unnützes Imponiergehabe am Werk, die Fachgenossen zu beeindrucken. Sinnvollerweise wird man zwischen der Geschichtsforschung, die sich in den Fachzeitschriften an die Kollegenschaft wendet, und Gesamtdarstellungen, die sich an ein wie immer definiertes, „gebildetes Publikum“ richten, unterscheiden. Dabei sind jeweils unterschiedliche Sprachformen möglich. Aber die angelsächsische Tradition – was man sagen kann, soll man klar sagen – muss als Korrektiv für die gerade im deutschen Sprachraum grassierende Begriffshuberei dienen. Wolfgang J. Mommsen hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Geschichtswissenschaft ihre kritisch aufklärende Funktion nur erfüllen kann, wenn ihre Sprache auch ein Publikum erreicht; dass am Medium der Sprache überhaupt die Möglichkeit einer historischen Erfahrung hängt (Mommsen 1984: 71). Allein Sprache vermittelt zwischen Anschaulichkeit, Sinnlichkeit und generalisierendem, theoretisch motiviertem Denken. Es gibt eine gewisse Grauzone zwischen der nüchtern rationalen Sprache der Wissenschaft und der emotiven Sprache der Rhetorik, zwischen dem Versuch, den Leser zu überzeugen – oder ihn zu überreden. Genau hier liegt aber auch die Gefahr, dass unter der Hand die eigenen Emotionen eingeschmuggelt werden. Sinnlichkeit und Anschaulichkeit soll meist durch Quellenzitate erreicht werden. Es wäre ein lohnendes Unterfangen, einmal zu überprüfen,

wann, wo und wie Historiker Quellenzitate einsetzen.

Noch ein letzter Punkt: Die post-strukturalistische Diskursanalyse hat auch die Geschlechtergeschichte entzweit. Eine harte Version der feministischen Perzeption der Postmoderne, wie sie die Philosophin Judith Butler vertritt, postuliert den Tod der Metaphysik, den Tod des Menschen, den Tod der Geschichte (Benhabib/Butler 1993). Während der Tod der Metaphysik Historikerinnen kalt lassen kann, bricht mit dem Ende der Geschichte den Historikerinnen das Fundament weg und mit dem Tod des Subjekts der Ansatzpunkt für jede Emanzipation. Aber dahinter verbirgt sich noch eine viel radikalere Skepsis: Gibt es so etwas wie eine historische Realität überhaupt, oder löst sie sich in Texte und Diskurse auf? Hat die okzidentale Rationalität eine universelle Geltung, oder ist sie lediglich phallokratisch und ethnozentrisch?

Wo stehen wir heute?

In der Geschichtswissenschaft geht es so chaotisch und pluralistisch zu wie nie zuvor. Immer mehr Sonderdisziplinen mit eigenen Sprachen, Zeitschriften, Tagungen, Oberhäuptern, Mitläufern und Ritualen. Diese „Unübersichtlichkeit“ (Habermas) kann man modernisierungstheoretisch als Ausdifferenzierung verstehen, oder postmodern als Fragmentarisierung feiern. Eine neue Studie hat 104 Richtungen (Konzepte) der gegenwärtigen Historie gezählt (Corfield 2001:155). Die babylonische Sprachverwirrung verhindert zunehmend eine Kommunikation der Historiker untereinander und lässt die Öffentlichkeit ratlos zurück. Dem Postulat der Aufklärung, dem am Anfang etwas pathetisch genannten Wächteramt der Historie, kann die Disziplin selbst immer weniger gerecht werden. Ich weiß, die Mehrheit der Historiker verrichten ihre Arbeit, ohne sich um die Debatten in Paris oder New York zu kümmern. Aber stehen nicht

Grundprinzipien der historischen Arbeit auf dem Spiel? Ist eine Haltung des „Nichteinmalignierens“ noch erlaubt? Ich meine, nur eine offensive und exakte Argumentation kann helfen!

Angesichts dieser Verwirrung könnte das Paradigma der Gesellschaftsgeschichte eine neue Bedeutung gewinnen: als bewusster Versuch, verschiedene Diskurse zu vernetzen, möglichst viele Spezialgebiete zusammenzubringen. Poetisch mit Peter Handke gesagt: „ein Ordnen, ein Auffächern, ein Lichten, ein Durchlüften des Chaos oder der sogenannten Wirklichkeit (Handke 1994:215).“

Ist es nicht bedrückend, dass im Zeitalter der ökonomischen Globalisierung mit allen ihren Problemen die Wirtschaftsgeschichte in den Fachdebatten der Historiker völlig an den Rand gedrängt wurde? Die gefräßige „Kultur“ droht alle anderen Disziplinen zu verschlucken. Gewiss, Kultur war bis vor kurzem im Ensemble der Gesellschaftsgeschichte ein Aschenbrödel, das sich zur Prinzessin gemausert hat. Die Historische Sozialwissenschaft hat längst Selbstkritik geübt, Max Weber unvollständig gelesen, die doppelte Konstituierung der Wirklichkeit durch Interessen und Weltbilder zugunsten der ersteren vernachlässigt zu haben; kurz: dass die Analyse der Kultur stärker berücksichtigt werden muss. Gleichzeitig jedoch hält Wehler an seinem polemischen Ton gegen den überschäumenden „Kulturalismus“, die „postmoderne Denkverwilderung“ fest (Wehler: 1998; Wehler: 2001; Mergel/Welskopp: 1997; Hardtwig: 1996). Die „neue Kulturgeschichte“ wiederum spart nicht mit Invektiven gegen die Gesellschaftsgeschichte (Daniel: 2001). Dieser Konflikt wird wohl weitergehen.

Wichtiger jedoch scheint ein anderer Anstoß zu sein, der von den Naturwissenschaften ausgeht. Die Biologie, angetrieben durch die Gentechnologie, hat sich in den letzten Jahren als Leitwissenschaft

etabliert. Hier erwächst eine neue Herausforderung, die von den Geschichtswissenschaften noch nicht genügend angenommen wurde. Blockiert durch die Biopolitik des Nationalsozialismus sperrt sich die Historie gegen einen biologischen Essentialismus und Reduktionismus. Die neue Biologie ist aber auf

dem Weg, unser Menschenbild radikal zu verändern. Die Historiker müssen sich offensiv und ohne Scheuklappen endlich in diese Debatte einmischen. Ansätze gibt es bereits in der Umweltgeschichte, in der Geschichte der Gefühle und wohl auch in der Geschlechterge-

schichte (Ciompi 1999; Diamond 1998; Cavalli-Sforza 1999).

LITERATUR

- F. R. ANKERSMIT, Historismus, Postmoderne und Historiographie, in: Wolfgang Küttler (Hg.), *Geschichtsdiskurs* 1. Bd. Frankfurt a. M. 1993.
- J. APPLEBY (Hg.), *Telling the Truth about History*. New York 1995.
- K. BARKIN, Bismarck in a Postmodern Age, in: *German Studies Review* 18 (1995).
- S. BENHABIB/J. BUTLER, *Der Streit um Differenz, Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt a. M. 1993.
- P. BORSCHIED, *Alltagsgeschichte – Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit?*, in: *Sozialgeschichte in Deutschland*, 3. Bd. Göttingen 1987.
- L. L. CAVALLI-SFORZA, *Gene, Völker und Sprachen. Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation*. München 1999.
- L. CIOMPI, *Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik*. Göttingen 1999.
- C. CONRAD (Hg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*. Stuttgart 1994.
- P. J. CORFIELD, *The State of History*, in: *Journal of Contemporary History* 36 (2001).
- U. DANIEL, *Kompodium Kulturgeschichte. Theorie, Praxis, Schlüsselwörter*. Frankfurt a. M. 2001.
- J. DIAMOND, *Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften*. Frankfurt a. M. 1998.
- R. J. EVANS, *Fakten und Fiktionen*. Frankfurt a. M. 1998.
- G. FELLNER, *Ludo Moritz Hartmann und die österreichische Geschichtswissenschaft*. Wien 1985.
- C. GEERTZ, *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M. 1987.
- C. GINZBURG, *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*. Frankfurt a. M. 1979.
- C. GINZBURG, *Die Wahrheit der Geschichte. Rhetorik und Beweis*. Berlin 2001.
- H. GREBING, *Der „deutsche Sonderweg“ in Europa 1806–1945. Eine Kritik*. Stuttgart 1986.
- H. U. GUMBRECHT, *1926. Ein Jahr am Rand der Zeit*. Frankfurt a. M. 2001.
- R. HABERMAS (Hg.), *Das Schwein des Häuptlings. Beiträge zur Historischen Anthropologie*. Berlin 1992.
- P. HANDKE, *Mein Jahr in der Niemandsbucht*. Frankfurt a. M. 1994.
- E. HANISCH, „Selbsthaß“ als Teil der österreichischen Identität, in: *Zeitgeschichte* 23 (1996).
- E. HANISCH, *Die linguistische Wende. Geschichtswissenschaft und Literatur*, in: *Kulturgeschichte Heute*, hg. von W. Hardtwig und H.-U. Wehler. Göttingen 1996.
- W. HARDTWIG, *Geschichtskultur und Wissenschaft*. München 1990.
- D. HARVEY, *The Condition of Postmodernity*. Cambridge 1995.
- G. HEISS, „Eine Kette von Begebenheiten“ – 996/1996. In: *Das Millennium. Essays zu tausend Jahre Österreich*. Wien 1996.
- G. G. IGGERS, Zur „Linguistischen Wende“ im Geschichtsdenken und in der Geschichtsschreibung, in: *Geschichte und Gesellschaft* 21 (1995).
- G. G. IGGERS, *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert*. Göttingen 1993.
- K. JENKINS (Hg.), *The Postmodern History Reader*. London 1997.
- J. KOCKA, *Geschichte und Aufklärung*. Göttingen 1989.
- J. KOCKA, *Sozialgeschichte. Begriff, Entwicklung, Probleme*. Göttingen 1986, 2. Aufl.
- D. LACAPRA, *Geistesgeschichte und Interpretation*, in: *Geschichte denken. Neubestimmungen und Perspektiven moderner europäischer Geistesgeschichten*. Frankfurt a. M. 1988.
- D. LACAPRA, *History, Language, and Reading: Waiting for Crillon*, in: *American Historical Review* 100 (1995).
- J. LE GOFF, *Geschichte und Gedächtnis*. Frankfurt a. M. 1992.
- C. LLOYD, *For Realism and Against the Inadequacies of Common Sense: A Response to Arthur Marwick*, in: *Journal of Contemporary History* 31 (1996).
- A. LÜDTKE (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Frankfurt a. M. 1989.

- J.-F. LYOTARD, Das postmoderne Wissen. Wien 1986.
- A. MARWICK, Two Approaches to Historical Study: The Methaphysical (Including Postmodernism) and the Historical, in: *Journal of Contemporary History* 30 (1995).
- H. MEDICK, „Missionare im Ruderboot?“ Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984).
- H. MEDICK, Mikro-Historie, in: W. Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie*. Göttingen 1994.
- H. MEDICK, Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie, in: *Historische Anthropologie* 9 (2000).
- T. MERGEL/T. WELSKOPP (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft*. München 1997.
- W. J. MOMMSEN, Die Sprache des Historikers, in: *Historische Zeitschrift* 238 (1984).
- H. NAGL-DOCEKAL (Hg.), *Der Sinn des Historischen*. Frankfurt a. M. 1996.
- T. NIPPERDEY, *Deutsche Geschichte*, 3. Bde. München 1983/1992.
- J. RÜSEN, „Moderne“ und „Postmoderne“ als Gesichtspunkte einer Geschichte der modernen Geschichtswissenschaft, in: W. Küttler (Hg.), *Geschichtsdiskurs* 1. Bd. Frankfurt a. M. 1993.
- H. SCHISLER (Hg.), *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*. Frankfurt a. M. 1993.
- R. SCHÖRKEN, *Begegnung mit Geschichte. Vom außerwissenschaftlichen Umgang mit der Historie in Literatur und Medien*. Stuttgart 1995.
- W. SCHULZE (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie*. Göttingen 1994.
- W. SCHULZE, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*. München 1993.
- W. SCHULZE/O. G. OEXLE (Hg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*. Frankfurt a. M. 1999.
- J. W. SCOTT, *Gender and the Politics of History*. New York 1988, S.7.
- J. TOPOLSKI, A Non-postmodernist Analysis of Historical Narratives, in: *Historiography between Modernism and Postmodernism*. Amsterdam 1994.
- C. WALKER BYNUM, *Fragmentierung und Erlösung. Geschlecht und Körper im Glauben des Mittelalters*. Frankfurt a. M. 1991.
- H.-U. WEHLER, *Alltagsgeschichte. Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusionen?*, in: ders., *Aus der Geschichte lernen?* München 1989.
- H.-U. WEHLER, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, 3. Bde. München 1987/1995.
- H.-U. WEHLER, *Historische Sozialwissenschaft und Geschichtsschreibung*. Göttingen 1980.
- H.-U. WEHLER, Zur Lage der Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik 1949–1979, in: ders., *Historische Sozialwissenschaft und Geschichtsschreibung*. Göttingen 1980.
- H.-U. WEHLER, *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*. München 1998.
- H.-U. WEHLER, *Historisches Denken am Ende des 20. Jahrhunderts*. Göttingen 2001.
- H. WHITE, Response to Arthur Marwick. In: *Journal of Contemporary History* 30 (1995).
- H. WHITE, *Die Bedeutung der Form. Erzählstruktur in der Geschichtsschreibung*. Frankfurt a. M. 1990.
- H. WHITE, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt a. M. 1991.
- H. WHITE, Entgegnung auf Georg G. Iggers, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001).
-

Rückblick und Ausblick – oder: arbeiten, um überholt zu werden?

Kurz vor seinem Tod blickt ein Mann, den einige in dieser Runde sehr schätzen, auf ein intensives dreißigjähriges Gelehrtenleben zurück und kommt zu dem Urteil: „Jeder von uns ... in der Wissenschaft weiß, daß das, was er gearbeitet hat, in zehn, zwanzig, fünfzig Jahren veraltet ist. Das ist das Schicksal, ja, das ist der Sinn der Arbeit der Wissenschaft, dem sie ... unterworfen“ ist. „Jede wissenschaftliche ‚Erfüllung‘ bedeutet neue ‚Fragen‘ und will ‚überboten‘ werden“. „Damit hat sich jeder abzufinden, der der Wissenschaft dienen will“, denn „wissenschaftlich überholt zu werden“ das ist „unser aller Zweck. Wir können nicht arbeiten, ohne zu hoffen, dass andere weiterkommen als wir. Prinzipiell geht dieser Fortschritt ins Unendliche“.

Ich gestehe es gern: Max Webers Urteil in „Wissenschaft als Beruf“ widerstrebte mir bei der ersten Lektüre zutiefst und auch danach noch mehrfach, jahrelang. Das Diktum widersprach meinem Temperament, auch der Hoffnung eines jeden jüngeren Wissenschaftlers und jeder Wissenschaftlerin, möglichst etwas von langer Dauer schaffen zu können. Erst allmählich habe ich mühsam gelernt, dass in diesen Worten eine tiefe Wahrheit über das, was wir tun, ausgesprochen ist.

Damit leite ich keine verfrühte Kapitulation der Sozialgeschichte und Gesellschaftsgeschichte ein, ich beginne auch nicht eine Captatio Benevolentiae der neuen Kulturhistoriker und Kulturhistorikerinnen. Vielmehr möchte ich zuerst (I) auf

einige Generationserfahrungen und -entscheidungen mit ihren erkennbaren Konsequenzen kurz zurückblicken, dann (II) erneut verteidigen, wie man das wissenschaftliche Weiterkommen im Sinne Webers erleichtern kann, und schließlich (III) etwas zu der gegenwärtigen Kontroverse zwischen Sozialgeschichte und Kulturgeschichte sagen – jeweils mit einem Hauch von Kritik.

I. Zuerst also zu einigen Erfahrungen und Entscheidungen

1. Die Ideen- und Politikgeschichte wirkte in den 1950/60er-Jahren noch fest etabliert. Die meisten von uns waren damit überfüttert worden. Keiner hätte um 1960 an den bevorstehenden Kollaps der Geistesgeschichte zu glauben gewagt. Dagegen war die historische Analyse von Gesellschaft und Wirtschaft seit längerem eklatant vernachlässigt worden. Jahrzehntlang aber hatten gerade sie, so schien es uns, ihre Macht als Bewegungskräfte und restriktive Bedingungen der historischen Entwicklung demonstriert. Davon ging ein starker Sog aus, sie wissenschaftlich endlich zu untersuchen. Er wurde durch die Überzeugung unterstützt, dass auch und gerade politische Herrschaftssysteme ohne die Berücksichtigung der sozialen und ökonomischen Dimension nicht angemessen zu erfassen seien, zumal sie von der regierenden Politikgeschichte meistens ausgeblendet worden waren.

Und keiner von uns wollte angesichts der jüngsten deutschen Geschichte – ganz im Gegensatz zur amerikanischen „new social history“ – auf die Analyse von Politik und Herrschaft verzichten.

2. Daher wirkten Soziologie, Ökonomie und Politikwissenschaft als die begehrten Anreger und Ideenspender unter den systematischer orientierten Nachbarwissenschaften. Ihr Einfluss ist auch durch die Studiums- und Forschungsjahre in Amerika und England verstärkt worden. Dagegen spielte die häufig behauptete Karriereprofilierung eine minimale Rolle, denn diese Interessen waren unter den damaligen Bedingungen – es gab 1960 170 Professoren in einer sehr homogenen Zunft vor der Expansion, jetzt gibt es andert-halbtausend – eher riskant.
3. Die meisten von uns waren in der hermeneutischen Tradition des deutschen Historismus ausgebildet worden, dem die Heiligkeit des „Historischen Individuums“ ein wahres Lebenselixier war. Im Gegenzug ging es daher um überindividuelle Strukturen und Prozesse, die auch den einzelnen, seine Weltorientierung, sein Denken und Handeln prägen.
4. Außer diesen Entscheidungen gab es auch wohl die theoretische und methodische Unsicherheit, wie man die „weichen“ Kulturprobleme – jedenfalls wirkten sie so im Vergleich mit den vermeintlich „harten“ Phänomenen der Sozialökonomie und Politik! – in die Analyse einbeziehen könne. Die „Sonderwegs“-Debatte, erst recht die Forschung zum Nationalsozialismus drängte diese Probleme ja geradezu auf. Wir haben meistens mit der Anerkennung von interessen gebundenen Ideologien reagiert. Dadurch wurden die Probleme zwar in den Ansatz eingepasst, aber viel zu eng erfasst.
5. Auf eine eher abstrakte Weise war uns methodisch schon klar, dass

menschliches Handeln keineswegs nur von Interessen, sondern immer von „Weltbildern“ und kulturellen Traditionen, von Perzeption und Deutung der sogenannten Wirklichkeit, von Mentalität und Habitus ganz so angeleitet und interpretiert wird wie die soziale Lebenswelt überhaupt. Das war gerade von Weber zu lernen, und trotzdem haben wir Weber gewissermaßen halbiert und auf den ganzen Weber verzichtet. Das ist im Rückblick gar nicht leicht zu erklären.

Es gab eine Faszination, die von den analytisch klar zurechtgeschnittenen sozialökonomischen Problemen und politischen Herrschaftsinteressen ausging, obwohl schon die heißgeliebte Legitimationsproblematik unausweichlich auf weit mehr als Interessen hinlenkte. Es gab ein ziemlich naives Vertrauen auf die wissenschaftliche Arbeitsteilung, auf Fortschritt durch analytisch saubere Spezialisierung und zugleich auch darauf, dass die soziale Macht von Ideen und Mentalitäten, die ja, noch einmal, beim „Sonderweg“ und Nationalsozialismus stets präsent waren, von vielen anderen ohnehin weiter erforscht werde. Denn natürlich betrieben Schieder und Rothfels, Conze und Erdmann mit vielen ihrer Studenten auch weiter Ideengeschichte und insistierten auf der realitätsprägenden Kraft geistiger Einflüsse. Und natürlich hielt René König, bei dem ich die Soziologie kennengelernt habe, als Thurnwald-Schüler die intensive Lektüre der Kulturanthropologen für selbstverständlich. Vergebens – die Prioritätensetzung wirkte damals überzeugend, und sie war folgeschwer.

II. Das waren auch Webers Ratschläge, z.B. in methodischen und theoretischen Fragen immer die extremste Position zu entwickeln, um sich Klarheit über ihre Folgen zu verschaffen; die Argumente idealtypisch so scharf wie möglich zuzuspitzen; die verpflichtenden

Wertideen – in unserem Jargon: die erkenntnisleitenden Interessen – explizit offenzulegen und dann, gut lutherisch: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, zu ihnen zu stehen. All das waren Anregungen, die viele von uns aufgegriffen und verinnerlicht haben. Sie haben nach meinem Eindruck auch dazu geführt, dass in der Folge das Verständnis der deutschen Neuzeit seit dem 18. Jahrhundert – und sie allein kann ich in etwa beurteilen – insgesamt vertieft und gefördert worden ist.

Insofern durfte man schon etwas von dem Hochgefühl verspüren, am wissenschaftlichen Fortschritt – in Webers Sinn – teilzunehmen. Da in die erkenntnisleitenden Interessen auch immer politische und wissenschaftspolitische Ziele einfließen und verfolgt werden, konnte man auch die Überzeugung verspüren, zur Klärung von politischen Problemen als historisch argumentierender Staatsbürger beizutragen – ein wenig und nur vermittelt, gewiss, aber manchmal doch auch greifbar.

Ob es um Kapitalismus und Bürokratie in einem deutschen Großunternehmen, um Agrarverbände oder Industrielobby, um Antisemitismus, Imperialismus, Militarismus, um das Verhältnis von Liberalismus und Demokratie, von Sozialdemokratie und Nationalstaat, um bürgerlichen Mittelstand und Nationalsozialismus, um Herrschaft und Widerstand im sogenannten „Dritten Reich“ ging – wie auch immer, man durfte wissenschaftlich, politisch und auch lebensgeschichtlich das Gefühl haben, an lohnenden Projekten zu arbeiten und gleichzeitig auch, wie das Theodor Mommsen vorschwebte, als Bürger in der eigenen Gesellschaft an politischen Aufgaben mitzuwirken.

Dabei steht fest:

– Ohne die Klärung in der Theorie-diskussion seit den späten 60er-Jahren wäre einem die wissenschaftliche Position und eigene Standortgebundenheit nicht so klar geworden. Sie war alles andere als ein Ausflug in esoterischen

Luxus.

– Ohne die bekannten Kontroversen, die jeden Verehrer des agonalen Prinzips ohnehin beschwingen, wäre vielleicht auch mancher von uns in der unumgänglichen Kärnerarbeit steckengeblieben. Die Mobilisierungskraft des Konflikts begrüßen hieß keineswegs vor Emotionen kapitulieren.

– Ohne das Engagement wäre wohl auch die insgesamt liberalisierende Wirkung – vor der Folie der bis in die 60er-Jahre erstaunlich homogenen Zunft – weniger beträchtlich gewesen. Im Grunde praktizierten wir alle einen bekennenden Eklektizismus. Wir versuchten, von Weber und Marx, Droysen und Dilthey, Schumpeter und Gerschenkron, Gadamer und Koselleck, Hintze und Habermas zu lernen. Allen blieb, soweit ich zu sehen vermag, eine verbindliche dogmatische Lehre fremd, wenn sie auch als bedrohliche Chimäre unter den erschrockenen Konservativen herumgeisterte. Ich vermag sie im Rückblick weder in der sogenannten orthodoxen Sozialgeschichte noch in der Zeitgeschichte zu entdecken.

Soweit so gut. Den Gewinn kann man guten Gewissens weiter verteidigen. Die vertraute Kosten-Nutzen-Abwägung lenkt aber auch auf einen Preis hin, der für diese Art von Argumentation schließlich zu zahlen war. Denn nachdem die Entscheidung gefallen war, dringende Probleme der Gesellschaft, Wirtschaft und Politik möglichst streng im Sinne von analytisch zerlegten Dimensionen zu untersuchen, dagegen die vielfältigen kulturellen Prägekräfte hintanzustellen, musste, über kurz oder lang, dieses Defizit deutlich zutage treten.

III. Was hat dieses Defizitbewusstsein geschärft und zu der neuen Debatte über eine Historische Kulturwissenschaft geführt? Denn offensichtlich ist in diese Lücke jahrelanger Vernachlässigung kul-

tureller Phänomene auch durch die westdeutsche Sozialgeschichte das Plädoyer für Kulturanalyse seit den frühen 80er-Jahren hineingestoßen.

Zunächst: Wissenschaftsimmanent ist das eine sehr plausible Reaktion auf einen Mangel, aber dieses Reaktionsschema und das wissenschaftliche Korrekturbedürfnis als Antriebskraft reichen, wie immer, zur Erklärung nicht aus.

Ich nenne einige Gesichtspunkte zu anderen Einflüssen, die m.E. eine wesentliche Rolle gespielt haben und weiter spielen. Und ich wünsche mir, dass die Protagonisten der neuen Kulturgeschichte ihre Präferenzen viel aggressiver und wissenssoziologisch reflektierter verteidigten, damit die Argumente pro und contra klarer ausgetauscht werden könnten. Mancher hier kennt diese Auffassung. Zu den tieferen Ursachen gehören:

1. Die Enttäuschung über die Grenzen der Großtheorien à la Marx, Weber, Luhmann;
2. die Enttäuschung über die Abstraktheit und Kühle der Struktur- und Prozessanalyse in einer Zeit, die „Betroffenheit“ und „Befindlichkeit“ zu Modeworten erhoben hat;
3. die Enttäuschung vor allem über die Vernachlässigung des individuellen Lebensschicksals, der individuellen Erfahrung, der individuellen Lebenswelt, ihrer Perzeption und Verarbeitung;
4. außer diesen zum Teil wissenschaftsgeschichtlichen Bedingungen spielten erneut die generationsspezifische Standortgebundenheit und Kontextabhängigkeit eine maßgebliche Rolle, vielleicht die wichtigste.

1. Zu ihr gehört die Schwächung des optimistischen Fortschrittsglaubens durch die Umwelt- und Wachstumskrisen, der tiefe Zweifel am Projekt der westlichen Modernisierung überhaupt.

2. Dazu gehört auch ein neues Verhältnis zu Kontingenzerfahrungen. Das Interesse richtet sich

jetzt z.B. darauf, dass Handlungen oft nicht primär aus strukturellen Bedingungen schlüssig hergeleitet werden können, sondern etwa durch bestimmte Werthaltungen motiviert sind. Wenn das politische und gesellschaftliche Ordnungsgefüge erschüttert, im Grenzfall delegitimiert wird, kann das wertorientierte, spontane Handeln von Individuen und kleinen Verbänden eine ausschlaggebende Bedeutung gewinnen.

Mit anderen Worten: Nicht die sozialökonomischen Strukturen, nicht die Interessen gelten dann als die privilegierten Antriebskräfte, sondern eher Werte und Mentalitätsveränderungen. Das wird vor allem dort in Anspruch genommen, wo am ehesten Freiräume individuell verantwortlichen Handelns in modernen Gesellschaften mit ihren harten Zwängen bestehen. Das ist auch der Bereich des kulturellen Lebens selber. Es erweckt den Anschein, Eigengesetzlichkeiten zu unterliegen. Vielleicht gibt es sie ja auch im Verhältnis etwa zu gesellschaftlichen und ökonomischen Regelförmigkeiten – obwohl für mich die Präzisierung der Wechselwirkung, der Interdependenz die eigentliche Herausforderung bleibt. Diese Eigengesetzlichkeiten wirken auf die Weltdeutung, die politische Kultur, die gesellschaftlichen Ordnungsmächte, auf die Lebenswelt moderner pluralistischer Gesellschaften ohne harten dogmatischen Kern besonders nachdrücklich ein.

3. Vermutlich hängen diese Renaissance der Kulturanalyse und der Glaube an die individuelle Werthaltung auch mit der – bei allem Verständnis für die Finanzsorgen von Studenten – materiell relativ entlasteten Lage derjenigen zusammen, die solche Fragen an den Universitäten diskutieren, wissenssoziologisch ist das eine Banalität. Es wäre ein Gewinn, wenn die Verfechter einer Historischen Kulturwissenschaft diese Bedingungen der eigenen Standortgebundenheit expliziter zur Debatte stellten. Auch der Protest

gegen den Materialismus der Wachstumsgesellschaft und das Bekenntnis zu postmateriellen Werten durch ihre sozialstaatlich durchaus abgefegerten Verfechter könnte damit zusammenhängen. Bei Diskussionen mit Gewerkschaftlern fällt mir auf, dass man die Aufwertung von Kultur und immateriellen Werten immer erst mühsam erklären muss.

4. Unstreitig scheint mir das Kulturplädoyer auch mit weiteren lebensgeschichtlichen Erfahrungen zusammenzuhängen:

- mit der erlebten kulturellen Vielfalt innerhalb der zusehends multikulturell geprägten westlichen Länder, die im Zeitalter des erschwinglichen Massentourismus leicht erreicht werden können, die exotischeren inzwischen auch;
- mit beobachtbaren kulturellen Konflikten zumal in ethnisch heterogenen Gesellschaften;
- mit der zählebigen Persistenz kultureller Eigenarten (wer wollte ohne sie versuchen, den neuen Balkankrieg und den Tschechenkrieg zu verstehen?)
- mit den durchaus individuell erfahrbaren Auswirkungen der Globalisierung;
- mit der Einsicht in die Prägekräft religiöser Traditionen, z.B. in Japan, China, Südostasien, und religiöser Fronten, wie sie der mohammedanische und israelitische Fundamentalismus, aber auch der protestantische Fundamentalismus in den amerikanischen Südstaaten aufreißen.

Ich breche hier ab – aber, noch einmal, es wäre ein Rationalitätsgewinn, wenn die Verfechter der neuen Kulturgeschichte auch die eigene Standortbindung und Kontextabhängigkeit bereitwilliger als bisher sich bewusst machten, darüber Auskunft gäben, sich des dauerhaften oder aber überschätzten Rückenwinds vergewisserten und sich nach dieser Selbstaufklärung wieder ins Getümmel würfen. Es versteht sich, dass das alles durch und durch Webersche Postulate

sind, um die Diskussionsfähigkeit der verschiedenen Positionen zu erhöhen.

Was nun die gegenwärtige Kontroverse um die Ansprüche einer neuen Kulturgeschichte angeht:

1. So führt es m. E., dies sotto voce zu den Sozialhistorikern, nicht weit genug, Kultur weiterhin als eine Dimension zu betrachten, die jetzt umfassender als zuvor berücksichtigt – das ist ja Konsens – und zur herkömmlichen Sozialgeschichte der letzten dreißig Jahre hinzugefügt werden müsse. Die analytische Zerlegung in Dimensionen – ich bevorzuge sie selber ganz eindeutig – wird dem schlechthin alles durchtränkenden Charakter von Kultur in dem heute diskutierten Sinne nicht gerecht: Ganz gleich ob es sich um die Sprache, die Perzeption von Wirklichkeit, die Wahrnehmungsdeutung, die Weltbilder, die Erfahrbarkeit von Ungleichheit oder Nation, die Symbolik, die Mentalität, den Habitus handelt.

Wir brauchen mithin eine Konzeptualisierung der Probleme und methodische Ansätze, die von vornherein – etwa im Sinne der Weberschen oder Bourdieuschen Handlungstheorie – der Omnipräsenz kultureller Prägungen und Mächte gerecht zu werden versuchen. Damit gewänne die Sozialgeschichte einen weiten analytischen Bezugsrahmen und könnte in ihrem fröhlichen Eklektizismus danach die Anregungen von Geertz und Elias, von Douglas und Turner und manchen anderen aufgreifen; sie alle sind ja theoretisch weniger anspruchsvoll und für weit denkende Historiker/innen weniger herausfordernd als die genannter Halbgötter.

2. Es geht noch nicht um einen Kampf um den Primat oder um die Hegemonie irgendeiner Seite, vielmehr um die Bewältigung zahlreicher offener Aufgaben, um ein wechselseitiges Aufeinanderzugehen, um die eigenen Grenzen zu überwinden. Nachdem wir, von Thomas Kuhns Wein ein wenig trunken, früher die Paradigmenwechsel unbeschwert

angekündigt haben, zögere ich jetzt etwas, ob es denn einen solchen schon wirklich gibt oder geben wird, da Gesellschaft ohne Kultur und Kultur ohne gesellschaftliche Einflüsse nicht angemessen erfasst werden können. Die rituelle Beschwörung, dass Webers „Religionssoziologie“ auch in dieser Hinsicht der Interdependenzklärung noch unübertroffen ist, darf hier natürlich nicht fehlen.

3. Wer heutzutage aus purer Entdeckerfreude, aus Protest gegen den intellektuellen Opportunismus der „Mainstream“-Befahrer, als Defizitbewältiger oder fasziniert von dem geheimen Versprechen der Totalitätserfassung auf Kulturanalyse setzt, kann das – man muss es fairerweise ständig wiederholen – im ersten Anlauf nur durch die Konzentration auf seinen Zugang und seine Probleme, nur arbeitsteilig, nur spezialisiert tun. Daran führt kein Weg vorbei. Diese Einseitigkeit muss zeitweilig hingenommen werden. Wir haben das um keinen Deut anders auch so gemacht. Man soll, heißt das zugleich, den hohen Syntheseanspruch nicht zu früh ins Feld führen, so unvermeidbar er dann auch später geltend gemacht werden muss.

Aus Gerechtigkeitsgründen will ich, wieder sotto voce, auf einige andere, erkennbare Probleme der derzeitigen Kulturanalytiker hinweisen.

1. Die mühsam erkämpfte Einsicht in die Bedeutung – wie Weber einprägsam gesagt hat – der „kontinuierlich wirkenden Alltagsmacht“ der Wirtschaft droht verloren zu gehen. Es geht ja nicht nur um die Perzeption von Konjunktur und Krise, von Arbeitsplatz und Familienbudget, vielmehr auch immer um ein hartes, ein rechtlich, politisch, längst auch sozialpsychisch tief verankertes Institutionengefüge mit eigener Entwicklungsrhythmik, eigener mentalitäts- und verhaltensprägender Kraft. Auf Dauer kann man sie nur um den Preis der Realitätsverfehlung ignorieren oder gering-

schätzen.

2. Die gleichfalls zäh erstrittene Einsicht in die Härte der sozialen Ungleichheit entschwindet hinter dem Nebel von bunten Lebensstilen, exotischen Milieus, kulturalistischen Individualisierungsexzessen. Natürlich sind z.B. Klassen immer auch das Ergebnis der Wahrnehmung und Deutung vielfältiger Unterschiede; ohne die Kenntnis dieser Perzeptions- und Definitionsvorgänge sind sie nicht adäquat erfassbar. Aber auch und gerade in einer modernen Marktgesellschaft bleibt die Sozialhierarchie eine Ordnungsmacht sui generis, deren harte Strukturen – wie das die undogmatische Sozialforschung auch für die gegenwärtige Bundesrepublik, entgegen allen Illusionen über siegreiche Egalisierungstrends, pace Beck, zeigt – ungeheuer schwer umzuschmelzen sind.

3. Die Einsicht in Politik- und Herrschaftsprozesse kann fraglos durch die Analyse von Symbolen und Ritualen, von Erinnerungskult und Sozialmentalität immens vertieft und erweitert werden. Das soll auch, beflügelt von Entdeckungslust, endlich geschehen. Aber die Gefahr ist ebenfalls unübersehbar vorhanden, dass der folgenschwere Kampf um materielle und ideelle Interessen, um individuelle und kollektive Macht, um sozial-legitimierte Macht, mithin um Herrschaft, zu sehr zurücktritt.

Kurzum: Privilegiert man zu lange und zu ausschließlich die kulturellen Probleme, naht unaufhaltsam und schwer widerlegbar der Defizitvorwurf der Wirtschafts-, der Sozial-, der Politikhistoriker – und dann wissenschaftlich wie zeitgeschichtlich, erst recht seit 1989/91, aus denselben guten Gründen, mit denen jetzt auf Kultur insistiert wird.

Deshalb steht in der zweiten Phase des Aufschwungs der Kulturgeschichte erneut, wie ich glaube, das vertraute Problem der Integration möglichst vieler Wirklichkeitsbereiche oder doch Realitätsaspekte

an, ohne dass – wenn's eben möglich ist – der Gewinn der erwähnten Fachdisziplinen verloren geht. Das ist keine düstere Skepsis, denn wir wissen ja, wie Weber und Sombart, Schmoller und Hintze jahrzehntelang verlorengegangen sind.

Für den Liebhaber des agonalen Prinzips ist das ein außerordentlich spannender Wettkampf. Wird es eher einer komplexeren Sozialgeschichte oder aber einer Kulturgeschichte in Aufbruchstimmung gelingen, neuartige, umfassendere Synthesen zustande zu bringen? Wenn man denn schon wissenschaftlich arbeitet, um überholt zu werden, ziehe ich aus dieser offenen Konstellation den Schluss,

- weiterhin der Neugierde, was denn die Historiker und Historikerinnen vorantreibt, nachzugeben. Wenn diese Neugierde erlischt, ist man, in gleich welchem Alter, ohnehin mumifiziert, und die Historikerzunft leidet schon viel zu häufig unter jungen Greisen;
- wir sollten uns den einleuchtenden neuen Interessen, Aspek-

ten, Angeboten öffnen, soweit das angesichts der typischen Berufskrankheit und schweren Milieuschädigung der Historiker, sich möglichst auf vertrautem Gelände auszuruhen, noch geht;

- und schließlich sollten wir die eigenen Projekte – Clio volente – so verfolgen, dass man nicht schon im Schneckentempo überholt werden kann, sondern noch einen Stachel bildet, der Jüngere antreibt, mit überlegenen Leistungen vorbeizuziehen.

Da ich viele Fehler, aber kein Neidgefühl besitze, wäre es ein spätsommerliches Glücksgefühl, wenn sich beim Vergleich, sooner or later, herausstellen würde, man habe irgendwie dabei mithelfen können, dass, wie Weber sagt, „andere weiterkommen ... als wir“. Da ich aber andererseits kein Bewohner jener höheren Region bin, die Karl May „das Reich der Edelmenschen“ nennt, frage ich mich doch, ob ich die von Weber erwartete spätkalvinistische Askese für eine derart irenische Distanz wirklich aufbringen kann. Es soll

dann, rede ich mir begütigend zu, allein von den Qualitätsleistungen der Jüngeren abhängen, dass man sich, vielleicht, vielleicht, nur mehr als Zwischentappe der kulturhistorischen Formel-I-Piloten sehen lernen muss.

Aber – vielleicht überfordert diese Zumutung, sich derart demütig abzufinden, nicht nur die Askesefähigkeit, sondern auch die Leidensbereitschaft. Vielleicht sollte man doch, wenn das kaudinische Joch von Band IV endlich abgeworfen ist, einen ganz schmalen, einen herrlich, geradezu erotisch verführerischen schlanken Band über ein kulturgeschichtlich erweitertes Problem aus der deutschen Politik- oder Sozialgeschichte, ein wenig vergleichend aufgepeppt, schreiben. Vielleicht ist diese Aussicht doch belebender, als sich jetzt schon in die Reihe von Webers heroischen, stoisch-resignativen Edelmenschen, die nur für das Überholtwerden gewirkt haben wollen, einzureihen.

„Alltag“ – irdisches Elend oder analytische Perspektive?

Eine Welle von Geschichtskultur¹ überschwemmt seit einigen Jahren Europa. Kaum ein anderes akademisches Fach kann sich eines derart breiten Interesses erfreuen wie die Geschichtswissenschaft. Manche sprechen schon von einer Erinnerungssucht. Doch das war nicht immer so. Noch in den 1970er-Jahren schien es, als verlöre Geschichte als Schulfach und damit auch als Universitätsfach an Boden. Das damals registrierte Defizit an politischer Bildung führte dazu, das Monopol des Geschichtsunterrichts auf politische und gesellschaftliche Themen anzugreifen. Doch weder der Politikwissenschaft noch der Soziologie gelang es, einen neuen Typus von „Gesellschaftslehre“ an den Schulen zu etablieren und damit die Berufschancen ihrer Absolvent/inn/en zu erhöhen. Die Geschichtslehrer/innen konnten – bei tendenziell gesteigertem sozialwissenschaftlichem Wissen – ihre Position im Schulsystem behaupten, und auf dem Büchermarkt boomt längst wieder die historische Literatur. Bringt Europa am Anfang des neuen Jahrhunderts im Schatten seiner ökonomischen Krise einen neuen Historismus hervor?

Viele Zeitdiagnosen stimmen in einem Punkt überein: Es ist schwieriger geworden, stabile personale und soziale Identitäten herzustellen und zu bewahren. Brüche und Wechsel, sei es in den privaten Beziehungen, sei es in den Arbeits- und Berufskarrieren, sind zu zahlreich geworden, um sie noch in die konventionellen Muster der Biographie einzuschreiben. Die Konstruktion *personaler Identität* erfolgt we-

sentlich durch die Erzählung von Erfahrungen, die den Einzelnen an nahe stehende Personen, Gruppen und Orte bindet. Analoges gilt – bei steigender Abstraktheit und erhöhtem symbolischem Aufwand – für die gesellschaftliche Konstruktion *sozialer, religiöser* und *politischer Identitäten* als Angehörige/r einer Konfession, einer politischen Partei, als Bürger eines Dorfes, einer Stadt, eines Landes, einer Nation. Personale und soziale Identitäten unterliegen in den rezenten Prozessen der Säkularisierung, Urbanisierung und Globalisierung einer Pluralisierung und Flexibilisierung. So ist seit den 1970er-Jahren wie in vielen europäischen Ländern auch in Österreich die Zahl der Wechselwähler ständig gestiegen; seit den 1980er-Jahren entziehen eine neu formierte „Altpartei“ und zwei neue politische Parteien den ehemaligen „Lager“-Parteien SPÖ und ÖVP Teile ihrer Klientel. Die christlichen Konfessionen, die Gewerkschaften und andere Vereine und Verbindungen verzeichnen seit zwei bis drei Jahrzehnten einen stetigen Mitgliederschwund. Lokal- und regionalspezifische Jugendkulturen verlieren durch die modernen Verkehrsmittel und den Einfluss überregionaler, internationaler, ja global wirksamer Massenmedien (MTV u.a.) ihre territorial gebundene Eigenart; die Reihe diesbezüglicher Beobachtungen ließe sich mühelos weiterführen. Soziologische Zeitdiagnosen behaupten daher allgemein die Entzauberung alter Metaphern für soziale Gemeinschaft und das Versiegen kollektiver Sinnquellen, wie Klassenbewusstsein, allgemei-

ner Fortschrittsglaube, treue Parteizugehörigkeit, sowie den Verlust lebenslanger Identifikation mit einer örtlichen Gesellschaft, mit einem bestimmten Beruf, einer einzigen Herkunfts- und einer einzigen Zeugungsfamilie, einem Verein, einer Gewerkschaft, einer Konfession u.v.a.m.

Individualisierung

Eine historisch-sozialwissenschaftliche Theorie zur Erklärung dieser Dynamik ist die „Individualisierungstheorie“. Sie behauptet die sukzessive Herauslösung des Einzelnen aus traditionellen Bindungen und Solidaritäten durch das Anwachsen der individuellen Einkommen und der erwerbsarbeitsfreien Zeit, durch vermehrte Aufstiegschancen und soziale Mobilisierung, durch die Bildungsexpansion, wachsende Berufswahlmöglichkeiten und damit forcierte Selbstfindungs- und Reflexionsprozesse. Dem stehe allerdings als Gegenteil die zunehmende „Standardisierung“ von Lebenslagen und Praktiken gegenüber. In dem Maße, in dem die Individuen aus traditionellen Bezügen entlassen und zu individuellen Entscheidungsträgern vereinzelt werden, wachse ihre Abhängigkeit von administrativen und ökonomischen Systemen (etwa der Konsum- und Arbeitsmärkte, der kommunalen und staatlichen Sozialpolitik usw.). Diese Prozesse seien seit dem Übergang von traditionellen zu modernen Gesellschaften zu beobachten. Vor allem Industrialisierung und Urbanisierung, die sukzessive Durchsetzung von Formen der lohnabhängigen Erwerbsarbeit sowie die Ausbildung von Konsumgesellschaften hätten in wiederholten Schüben das Tempo von Individualisierung und Standardisierung erhöht (Beck 1986, Beck 1996, Giddens u. Lash 1996).

Ein jüngster Schub setzte in den 1960er- und 1970er-Jahren ein. Produktions- und kommunikationstechnische Innovationen in der

Industrie und in den Dienstleistungsberufen (EDV, Computer usw.) begannen die Arbeitswelten neuerlich radikal zu verändern; seit den 1980er-Jahren traten Kontinuitätsbrüche durch steigende Arbeitslosigkeit und die Entregelung von Normalarbeitsverhältnissen unter dem verschärften Konkurrenzdruck auf dem Weltmarkt hinzu. Aber auch im privaten Leben mehrten sich – ebenfalls seit Mitte der 1970er-Jahre – Symptome der Erosion etablierter Bindungs- und Lebensformen: Jahr für Jahr stiegen die Scheidungszahlen; immer mehr Menschen probieren ihr Glück in einer Mehrzahl von privaten Beziehungs- und Lebensformen; immer öfter trennen sie sich von langjährigen Lebenspartner/innen, müssen die damit verbundenen Verluste bewältigen und neue Beziehungsnetze aufbauen, die in der Verschränkung von alten und neuen Bindungen und Verantwortlichkeiten oft komplexer und aufwendiger zu handhaben sind als die alten (Lüscher u.a. 1990; Sieder 1996, 1998, 2000). Damit verringert sich die Vorhersehbarkeit und Planbarkeit der Lebensprozesse und die Verlässlichkeit und Gültigkeitsdauer der jeweils aktuellen Lebensentwürfe. In der Retrospektive des Einzelnen nimmt sich dies kumulativ als *verminderte biographische Kohärenz*, nicht selten als mehrfacher *Kontinuitätsbruch* aus. Die Lebensprozesse entfernen sich immer weiter von jenem älteren (vor allem für Männer „bürgerlicher“ Provenienz annähernd realisierbar gewesenen) Idealtypus, der über Bildung, Ausbildung und kontinuierlich aufstrebende Berufskarrieren, über die Zäsuren der Lebens- und der Familiengeschichte bis hin zum Sterben eine von konfessionellen Gemeinschaften, Berufsorganisationen, Gemeinden, Nachbarn und Familien beobachtete, konventionalisierte, ritualisierte und kontrollierte Entwicklung vorgab. Statt dessen gilt für immer mehr Männer und seit den 1970er-Jahren auch für immer

mehr Frauen, was einige Soziolog/innen schon vor zwei Jahrzehnten prognostiziert hatten: Der Lebenslauf ist eine Wanderung durch *verschiedene* soziale Welten geworden und das Individuum verwirklicht dabei nach und nach, jedoch nicht ohne Brüche, eine Reihe von möglichen Identitäten (Berger u.a. 1975). Die Gültigkeit dieses Befundes hat sich seither noch drastisch erhöht. Personale Identität wurde nicht nur „multipler“, sondern auch zunehmend reflexiv, „individuelle Freiheit“ und „Autonomie“ wurden für beide Geschlechter, aber mit verschiedenen Auswirkungen für Männer und Frauen, zu anerkannten moralischen Imperativen.

Das alles ist freilich sehr verkürzend referiert und bedürfte der weiteren Verfeinerung und Plausibilisierung. Doch sollte die skizzierte Zeitdiagnose auch nur annähernd stimmen, müsste dies für Geschichtswissenschaftler/innen ebenso wie für Geschichtslehrer/innen erhebliche Veränderungen des allgemeinen Interesses an ihrer Arbeit bedeuten. Wenn sich die Zahl und die Eingriffstiefe der Brüche in den Lebensprozessen – sei es durch die angesprochenen Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt, sei es durch die Veränderungen im privaten Leben – derart erhöht, sollte dies Folgen für die *Nützlichkeit* von Geschichte haben. Auf den ersten Blick, doch eben nur auf den ersten, scheint es paradox: Der Verlust an Kohärenz, Kontinuität und Vorhersehbarkeit des Lebenslaufs provoziert ein erhöhtes Verlangen nach historischer Reflexion. Und wenn kollektive Sinnstiftungen und traditionelle Ordnungsvorstellungen, die noch ungleich stabileren Lebensmustern entsprachen, dramatisch an Bedeutung verlieren, müssten sich auch die Konstruktion und der Gebrauch von Geschichte pluralisieren. Dies könnte zum einen die eingangs behauptete *verstärkte Nachfrage* nach Geschichte und zum anderen die *rezente Ausdifferenzierung* in verschiedene *Arten* von Geschichte

erklären. Noch sehr allgemein lässt sich vermuten: Geschichte wird derart *umgeschrieben*, dass sie ihre Funktion als Agentur der Sinnstiftung und Kohärenzbildung, aber auch ihr Potenzial zur Kritik an fragwürdig gewordenen Identitäten für zunehmend individualisierte Menschen besser erfüllt, als dies ältere Formen der Geschichtsschreibung heute noch leisten könnten.

Clios neue Angebote

Tatsächlich vollzieht sich derzeit nach mehrfachen Reformulierungen der Geschichtswissenschaft in den 1920er-, 1950er- und 1970er-Jahren ein neuerlicher Transformations- und Differenzierungsprozess: Von *einer* Geschichtswissenschaft ist längst nicht mehr zu sprechen. Neben älteren Spezialisierungen nach Epochen und Aspekten (wie „Mittelalterliche Geschichte“, „Wirtschaftsgeschichte“, „Sozialgeschichte“, „Strukturgeschichte“, „Historische Sozialwissenschaft“ u.a.) kämpft ein nicht geringer Teil der Historikerinnen und Historiker seit etwas mehr als einem Jahrzehnt unter den Fahnen der „Alltagsgeschichte“, der „Frauengeschichte“, der „Geschlechtergeschichte“, der „Historischen Anthropologie“ oder der „Mikrogeschichte“ um innerwissenschaftliche Anerkennung und das Interesse eines breiteren Publikums. Unter diesen jüngeren Markennamen, die für nicht immer klar unterscheidbare Produktleistungen stehen, werden insgesamt jene gegenwärtigen (sic!) Problemfelder thematisiert, die in den letzten Jahren zunehmend fragwürdig und unsicher wurden: Formen des Zusammenlebens in Ehen und Familien und ihre alten und neuen Varianten und Alternativen, unter dem weithin geteilten Eindruck einer veritablen Krise des privaten Lebens; sexuelle Praktiken, geschlechtliche Identitäten und die sozialen Verhältnisse der Geschlechter bei gewachsenen Zweifeln an ihrer ahistorischen „Natürlichkeit“; Bezüge

zur Natur im Schatten einer drohenden ökologischen Katastrophe usw. Aufwändige Publikationsprojekte setzen auf die Nachfrage nach Orientierungsangeboten: etwa eine fünfbandige Geschichte des privaten Lebens (Ariès u. Duby 1993), eine fünfbandige Geschichte der Frauen (Duby u. Perrot 1993), eine auf vier Bände angelegte Geschichte der Familie (Burguière u.a. 1996-98), um nur die bekanntesten zu nennen. Diese Angebote versprechen Sinnstiftung und Orientierung für ein brüchiger und reflexionsbedürftiger gewordenen Leben in einer vielfach gefährdet erscheinenden Welt.

Alltagsgeschichte

Hier soll im Weiteren von jenem Label der Geschichtswissenschaften die Rede sein, das in diesem Kontext anfangs eine Pionierstellung einnahm, auch wenn der Reiz des Neuen bereits verflogen sein mag: von der Alltagsgeschichte. In den 1980er-Jahren war es noch ein angriffliges, ein *häretisches* Etikett, denn es hob hervor, was Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung – wenigstens im deutschen Sprachraum – bis dahin eben *nicht* interessiert hatte: Weder die herausragende Persönlichkeit noch das besondere Ereignis, sondern „der Alltag“ stand nun auf der Agenda. Doch was dies heißen sollte, war nicht sofort klar. Eine erste, eng semantische Deutung war: Alltag ist der gewöhnliche Arbeitstag. Indes, schon ein erster Blick in die vorliegenden Texte der Alltagsgeschichte zeigt, dass sie sich keineswegs auf den gewöhnlichen Arbeitstag beschränken. Es gibt auch Alltagsgeschichten der Sonn- und Feiertage und der Feste; und selbst derart ungewöhnliche Institutionen wie die Konzentrationslager im Dritten Reich hatten einen Alltag, dessen Erzählung und Analyse über die Verhältnisse der Lagergesellschaft, über die Logik des Terrors und die Zwangsgesellschaft der Terrorisierten aufklären kann (Browning 1997).

Eine zweite, häufiger zu findende Bestimmung von Alltag rekurrierte auf die Wiederholung des Gleichen, auf das Repetitive (Borscheid 1983). Diese Auffassung schloss zum Teil an die ältere Strukturgeschichte der 1950er- und 1960er-Jahre an – etwa an Auffassungen von Otto Brunner und Werner Conze. Der Mangel dieser Konzeption war die dem Alltag heimlich unterstellte Statik und soziale Harmonie. Statisch war die gezeichnete Ordnung, die durch die Routinen der Berufsstände (der Bauern, Handwerker, Kaufleute etc.) täglich hergestellt werde. Otto Brunners Vorstellung vom „ganzen Haus“ als einer stabilen, dauernden Ordnung, in der die nach Alter und Geschlecht, nach Vermögen und Macht so ungleichen Mitglieder harmonisch zusammenlebten und arbeiteten, war eine frühe Variante davon. Die dann in den 1970er-Jahren unter anderem im expandierenden Zweig der Familiengeschichte derart als unpolitisch und politikfern konstruierten Routinen bewegten und veränderten kaum, verändertes Entscheidungshandeln blieb in diesen Szenarios stillschweigend den diversen Eliten überlassen, die an den ereignishaften Bruchstellen der politischen Geschichte das Äquilibrium des unpolitischen Alltags störten.

Eine dritte, davon deutlich verschiedene Auffassung von Alltag findet sich in der Zeitgeschichte, etwa in den Arbeiten des Münchener Instituts für Zeitgeschichte, das, noch unter Führung von Martin Broszat, in den 1980er-Jahren unter dem Hakenkreuz auch Alltag entdeckte (Broszat u. Fröhlich 1987). Die Studien des Münchener Instituts zeigten, dass Alltag unter dem Hakenkreuz keineswegs unpolitisch, sondern eminent politisch war, eben *weil* er sich einer totalen Kontrolle durch SA, SS und Gestapo entzog. Alltag erschien hier als ein Spielraum für Resistente, Subversive, Widerständige, Mitläufer und überzeugte Parteigänger des Regimes. Juristische Kategorien wie „Täter“ und „Opfer“ erwiesen

sich in diesem neuen Licht als zu wenig differenzierend. Der Einzelne hatte auch im Dritten Reich größere Handlungs- und Deutungsspielräume, als so mancher später zugeben wollte.

In der Topographie der Sozialgeschichtsschreibung wurde und wird Alltag überwiegend „unten“ geortet: Alltag haben die „kleinen Leute“, „die da oben“ hingegen haben „die Macht“. Die vielen Machtlosen in ihrem („grauen“) Alltag sind unten, weil die wenigen Machthaber oben („bei Sekt und Kaviar“) die Entscheidungen treffen, so könnte man den Schlussmonolog der Heiligen Johanna der Schlachthöfe (Bert Brecht) paraphrasieren. So eindrucksvoll eine solche Polarisierung auf dem Theater auch ist, lässt sie doch leicht übersehen, dass Macht und Entscheidungshandeln nicht nur „oben“ zu finden sind. Spätestens seit Foucaults hellsichtigen Analysen sollte klar sein, dass Macht nicht als *Substanz*, sondern als *Relation* gedacht werden muss; als eine Beziehung, in der es den „einen“ möglich ist, „andere“ so handeln zu lassen, dass jene Nutzen daraus ziehen. Beschränkten sich Historiker/innen weiterhin darauf, Macht nur dort anzusiedeln, wo sie gar nicht übersehen werden kann, bei staatlichen, kirchlichen, militärischen und anderen obrigkeitlichen Instanzen, verfehlten sie die konstitutive Eigenart moderner Gesellschaften, Macht nicht nur in totalisierten Formen als „Staatsmacht“, „Militärmacht“ usw., sondern – mit für die modernen Verhältnisse oft effizienterer Wirkung – auch in individualisierten Formen (in Ehen und Familien, Büros, Ämtern, Werkstätten, Schulen usw.) auszuüben. Macht ist nicht nur „oben“, sondern überall, wo Menschen private und geschäftliche Beziehungen zueinander eingehen, also auch „unten“. Macht existiert nur *in actu*, und es wäre daher weniger missverständlich, von *Machtbeziehungen* zu sprechen. Alltagsgeschichte ebenso wie Frauen- und Geschlechtergeschichte können

sich u.a. auf Foucaults Konzept der Machtbeziehungen (Foucault 1987: 243-261) berufen, wenn sie untersuchen, welche Formen, Mittel und Strategien der Machtausübung in den privaten und geschäftlichen Beziehungen der Menschen tagtäglich eingesetzt werden.

Die Umschreibung von Alltagsgeschichte als „Geschichte der kleinen Leute“ ist noch in einer zweiten Hinsicht irreführend: Auch die Eliten haben einen Alltag, und er wäre nicht weniger interessant. Doch die Konzentration der Alltagshistoriker/innen auf die „kleinen Leute“ scheint ziemlich fest etabliert. Dafür gibt es auch gute und demokratische Gründe. In der Geschichte der Haupt- und Staatsaktionen kommen sie nicht vor, oder nur als „Pöbel“, als „Masse“ oder als „Exzedenten“ in den Protokollen der Polizeidirektionen und in den Texten des Tagesjournalismus, oder als „Seelen“ und „Kommunikanten“ in den akribischen Buchhaltungen der katholischen Pfarren. Eine demokratische Zukunft bedarf jedoch einer Vergangenheit, „in der nicht nur die Oberen hörbar sind“, argumentierte Lutz Niethammer 1980 gleichsam zur Eröffnung der neuen Perspektive, und dem stimme ich zu (Niethammer 1980: 7). Doch mit dem Argument, „*gerade auch* bei den unteren Schichten“ bestimmten die „Erfahrungen das Handeln und Verhalten wesentlich mit“, (Hardtwig 1994: 20) ist die bevorzugte Beschäftigung mit dem Alltag der „kleinen Leute“ nicht zu legitimieren. Die Relevanz von „Erfahrung“ besteht nicht weniger für die „oberen Schichten“. Das Gewicht persönlicher Erfahrung für die Entscheidungsfindung – sei es in privaten, in beruflichen und wirtschaftlichen oder in politischen und öffentlichen Handlungsfeldern – dürfte vielmehr um so größer sein, je weiter der Handlungsspielraum und je größer die sozialen Kompetenzen und die wirtschaftlichen Ressourcen des Einzelnen sind. Neben der sozialromantischen Nei-

gung, das Gewicht von „Erfahrung“ und „Erzählung“ besonders dort zu verorten, wo es den Akteuren an wirtschaftlicher, politischer und sozialer Macht fehlt, gibt es auch andere zweifelhafte Gründe für das besondere Interesse am Alltag der „kleinen“ Leute. Wenn etwa in Schulbüchern von „den Arbeitern“ des 19. Jahrhunderts die Rede ist, dann vorzüglich in Kategorien von Armut und Mühsal, Schmutz und Elend. Alltag ist hier gleichsam das irdische Jammertal, eine Inszenierung des Elends der Anderen, um sich selbst und die Gegenwart gegenüber einer dunkleren Vergangenheit zu erhöhen, illustratives Bild im Rahmen jener Metaerzählung vom „Fortschritt“, sei es linker (marxistisch-leninistischer oder sozialdemokratischer), rechter oder liberaler Provenienz. Die akademische Sozialgeschichte der 1970er- und 1980er-Jahre hat daran maßgeblich mitgeschrieben. Oder nehmen wir ein noch viel wirksameres Medium: Die *Alltagsgeschichten* des ORF spielen vorzugsweise an den Ufern von Kaisermühlen, in den Katakomben des Meisel-Marktes, in den Hallen großer Wiener Bahnhöfe und dergleichen. Gibt es in den vornehmen Cottage-Villen keinen Alltag? Wir sehen: Selbst die Frage, wessen Alltag zu wessen Gaudium zur Schau gestellt wird, ist eine Frage der Macht. Eine analytisch-erzählende Alltagsgeschichte von Eliten hingegen ist weiterhin ein Desiderat, wenn auch in Forschungen zu Adel und Bürgertum erste Anstrengungen unternommen werden. Eine ihrer Fragen könnte sein, ob und wie private Beziehungen in das Wirtschaftsleben oder in das Feld der politischen Macht intervenieren und umgekehrt (Sieder 2002).

Verkürzungen

Wie bei allen Neuerungen, die in den ersten Jahren euphorische Zustimmung und zuweilen übertriebene Hoffnungen weckten, bestanden und bestehen auch im Ansatz der

Alltagsgeschichte Begrenzungen, Defizite, Sackgassen und Gefahren. Ob in Filmen, Büchern oder Artikeln, in schicken Großausstellungen oder bescheidenen Heimatmuseen, die Darstellung von Alltag erschöpft sich nicht selten in der Präsentation der *materiellen Ablagerungen* einer vergangenen (oder gegenwärtigen) Lebensweise: im kleinen Heimatmuseum als manchmal liebenswertes Sammelsurium, im Museum für angewandte Kunst oder in Kunsthallen und Galerien als elegante Serien von Motorsägen, Parfümfläschchen, Familienfotos und dergleichen, die von Künstlern wie Greenaway oder Boltanski effektiv inszeniert werden und irritierende ästhetische Wirkungen erzielen. Ihr Sinn wird im Arrangement durch den Künstler und dann im Akt der Betrachtung der Inszenierung durch den Betrachter jeweils neu konstituiert. Alltagsgeschichte als ein hermeneutisch-analytischer Ansatz der Geschichtswissenschaften hat hingegen spezifisch andere Ziele. Sofern auch sie Dinge des Alltags sammelt und präsentiert, werden sie explizit daraufhin befragt, welchen *Sinn* sie für ihre Schöpfer und Benützer in jener vergangenen Lebenswelt hatten, der sie entstammen. Für die Alltagsgeschichte besteht, unaufgebbar, der Auftrag der *Re-Konstruktion*, wenn auch im Lichte neuerer Debatten bewusster geworden ist, dass dies nicht ohne die selektive *Konstruktion* des wissenschaftlichen Autors möglich ist. Alltagsgeschichtliche Forschung wird zu diesem Zweck Dinge und Bilder meist mit erzählenden Texten (die schriftlich oder mündlich überliefert sind) verknüpfen, denn es sind immer erst die *Bedeutungen* der Gegenstände und Bilder und deren historisch-kritische Prüfung, die sie für den gegenwärtigen Betrachter in den Rang von *Überresten*, (intentionalen) *Quellen* oder *Denkmälern* (Droysen) einer vergangenen sozialen Wirklichkeit heben.

Der Gefahr einer Verkürzung auf Material und Ästhetik gleichsam

entgegengesetzt ist die Gefahr der Verkürzung durch *Subjektivierung*. Sie dürfte dort besonders hoch sein, wo persönliche und intentionale Dokumente, wie Briefe, Tagebücher, Autobiographien und dergleichen, gesammelt werden. Es bedarf einer Handlungs- oder Sozialtheorie und einer entsprechenden Methode der Textanalyse, um solchen Texten allgemeine Aspekte abzugewinnen. Steht weder eine solche Theorie (s.u.) noch eine geeignete Methode der Textinterpretation zur Verfügung, können der Erzählung nur wenige „faktische“ Angaben zu dinglichen oder sachlichen Aspekten entnommen werden. Der intendierte (manifeste) und der nur durch vergleichende Textanalyse zu entdeckende latente Sinn der Texte versinkt ungenutzt in einem Massengrab des Subjektiven. Oder aber der Gebrauch der Texte gerät zur Feier des Individuums. Das kann durchaus beeindruckend sein, etwa wenn Feldpostbriefe von Soldaten der in Stalingrad eingekesselten 6. Armee ausgestellt werden wie sie erhalten sind, ohne sie weiter zu kommentieren oder sie einer Inszenierung einzufügen. Aber den Anspruch einer historisch-sozialwissenschaftlichen, hermeneutisch, analytisch und dialektisch verfahrenen Alltagsgeschichte erfüllt es noch nicht. *Hermeneutisch* ist die Erschließung des Sinnes (etwa solcher Feldpostbriefe), *analytisch* die Frage, wie sich die Fälle (etwa Feldpostbriefe verschiedener Soldaten) voneinander unterscheiden, welche Theorien sich über die Fälle bilden oder zu ihrer Erklärung anwenden lassen; *dialektisch* gehen wir vor, wenn wir die Bedingungen des Handelns in ihrer Zeit- und Situationsspezifität bestimmen, mit anderen Bedingungen und Praktiken vergleichen und damit den dynamischen Wirkungszusammenhang von Verhältnissen und Praktiken thematisieren.

Vor allem für weiter zurückliegende Zeiten und Kulturen beklagen Historiker/innen häufig den Mangel

von überlieferten Überresten und erzählenden Quellentexten. Oft stehen ihnen nur karge Daten – beispielsweise aus Aufzeichnungen der Grundherrschaften und Pfarren – zur Verfügung. Daraus rekonstruieren sie dann mit oft hohem technischem Aufwand Merkmals-Strukturen, die von den Deutungen und Erfahrungen der handelnden Personen selbst weitgehend unabhängig und daher als „objektiv“ erscheinen. Solche Strukturen lassen sich in quantitativen Angaben oder in Strukturtypen ausdrücken. (40 Prozent der Bevölkerung lebten in Kleinfamilien; die durchschnittliche Körpergröße der Soldaten stieg ... und dergleichen.) Auch wenn solche Daten indizieren, was zu erklären und zu erzählen wäre, sie allein erlauben es nicht, eine vergangene soziale Wirklichkeit zu rekonstruieren. Wie die Individuen in ihren Verhältnissen lebten, warum sie diese oder jene Entscheidung trafen, welche Bedeutung es für sie hatte, eine Familie gründen zu können oder aus wirtschaftlichen Gründen darauf verzichten zu müssen, auf solche Fragen geben Merkmals-Strukturen, wie sie beispielsweise die historische Demographie konstruiert, keine Antwort. Häufig wird dann – wer will schon im Wortsinn Sinnlose Datenfriedhöfe publizieren – von solchen äußeren Strukturen auf innere Strukturen der Erfahrung und auf individuellen Sinn geschlossen; dabei ist es nahezu unvermeidlich, von bekannten Erfahrungen auf die unbekannteren und von der eigenen Kultur auf die fremde zu schließen (*Kulturzentrismus*). Häufig wird den sich verändernden Merkmals-Strukturen (etwa demographischen Verschiebungen) eine Wirksamkeit als *agens* zugeschrieben, als wären sie historische Akteure (*Strukturrealismus*). Nicht selten wird die beobachterseitige Logik (etwa Malthus' Theorie) an die Stelle der objektseitigen sozialen Logik gesetzt (Sieder 1994).

Struktur und Handeln

Damit ist ein Begriffspaar angesprochen, das in den letzten Jahren im Zentrum eines oft heftig geführten Streits stand: Struktur und Handeln. Die Frage, welche Strukturen entdeckbar sind und wie sie mit dem Handeln und Denken der Menschen zusammenhängen, beherrschte die Auseinandersetzung zwischen der neuen Alltagsgeschichte und dem nur etwas älteren Ansatz der Historischen Sozialwissenschaft, der seit Mitte der 1970er-Jahre von der Universität Bielefeld seinen Ausgang genommen hatte. Hans-Ulrich Wehler, Jürgen Kocka u.a. bildeten die tatkräftige Avantgarde einer Historischen Sozialwissenschaft, die dem damaligen Mainstream der Geschichtswissenschaften im deutschen Sprachraum zu Recht vorwarf, Geschichte auf Politik zu reduzieren, und dies noch dazu bei Reduktion auf herausragende Ereignisse und Persönlichkeiten. Dagegen setzten sie zwei neue Schlüsselbegriffe ein: *Struktur* und *Prozess* (Wehler 1973; Kocka 1986). Nach ihrer Auffassung *determinieren* Strukturen und Prozesse die Individuen und ihr Handeln und Denken weitgehend. Das erklärt sich ex post nicht zuletzt aus der oppositionellen Dynamik, welche diese minoritäre Gruppe von Historikern antrieb. Ihre Kritik zielte vornehmlich auf die historistische Auffassung der Majorität, einzelne Ereignisse und Persönlichkeiten bildeten in ihrer Unvergleichlichkeit den privilegierten und einzig möglichen Gegenstand der Geschichtswissenschaft. Dagegen wandten sich die ersten Exponenten der Historischen Sozialwissenschaft ausdrücklich vom Individuellen ab und den „Bedingungen, Spielräumen und Möglichkeiten menschlichen Handelns“ zu, denn über sie, und nur über sie, seien allgemeine sozialwissenschaftliche Aussagen zu treffen und Theorien zu formulieren (Kocka 1986: 71). Sich mit Individuen, ihren Tätigkeiten, Ideen und

Erfahrungen auseinander zu setzen, machte hingegen in dieser Sichtweise nur noch insoweit Sinn, als es zur Rekonstruktion der strukturierten Realität einer Gesellschaft oder eines ihrer Bereiche beizutragen versprach.

Die Historische Sozialwissenschaft der 1970er- und 1980er-Jahre war bei aller inneren Vielfalt vor allem durch eines geprägt: die *Übernahme* und *Anwendung* von theoretischen Begriffen und Modellen der Sozialwissenschaften in die Geschichtswissenschaft. Hans-Ulrich Wehlers 1969 erstmals erschienenes Buch *Bismarck und der Imperialismus* war die erste historiographische Arbeit großen Gewichts im deutschen Sprachraum, in welcher der Autor ausdrücklich und explizit eine (in diesem Fall sozialökonomische) Theorie voranstellte, die dann die folgende geschichtswissenschaftliche Darstellung organisierte und legitimierte. Wehler verband darin die Analyse epochenspezifischer Strukturen und Prozesse der Wirtschaft, theoretisch gefasst als *Imperialismus* in der Phase der „Großen Depression“ (1870er- und 1880er-Jahre) mit Ereignissen der Politik (emblematisch in der Figur *Bismarck* im Zentrum der politischen Macht). Insofern trafen hier gleichsam an einer epistemologischen Schwelle das alte politik- und ereignisgeschichtliche Paradigma und das neue historisch-sozialwissenschaftliche Paradigma aufeinander. „Die Strukturen“ aber waren hier nicht mehr – wie in älteren Versionen eines kruden Materialismus vieler Wirtschafts- und Sozialhistoriker – schlicht gegeben. Sie bildeten nicht, wie noch von Werner Conze explizit formuliert, den konkreten „tragenden Grund“ allen politischen Handelns, sondern existierten nur in den Augen des Analytikers und kraft seiner Theorie. Wehler erzielte diese enorme, erst im Rückblick adäquat einschätzbare Leistung durch die doppelte Anstrengung, sowohl erkenntnis- und sozialtheoretische Prämissen

als auch eine gegenstandsbezogene Theorie (des Imperialismus) zu explizieren resp. zu bilden. Wenige Jahre später verwendete der etwas jüngere Jürgen Kocka u.a. Schichtungsmodelle der Soziologie, um die Struktur der deutschen Gesellschaft im Ersten Weltkrieg zu analysieren (Kocka 1973). Beide Arbeiten und viele andere, auf die hier nicht eingegangen werden kann, wurden von folgenden erkenntnis- und sozialtheoretischen Prämissen geleitet: Wirtschaft und Gesellschaft, Politik und Ideen usw. bilden ein zusammenhängendes Regelsystem, in dem sich Veränderungen in einem Bereich auf zahlreiche andere Bereiche auswirken. Die aufeinander wirkenden Faktoren oder Bereiche können nur zu analytischen Zwecken zerlegt und für sich selbst verfolgt werden. An die Stelle älterer, linker wie rechter Vorstellungen, dass das Materielle das Geistige und Ideologische bestimme, tritt die Figur der *Interdependenz* (der wechselseitigen Abhängigkeit und Beeinflussung der Faktoren). Daher gibt es hier auch keine vorab feststehende Hierarchie der Faktoren, auch keine a priori gesetzte Dominanz des Ökonomischen über nicht-ökonomische Faktoren, obgleich im Ergebnis meist ein Übergewicht der Ökonomie behauptet wird, was der bevorzugten Auseinandersetzung mit Gesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts geschuldet ist. Jedoch gilt: das Ökonomische ist vom Politischen und Gesellschaftlichen nicht zu trennen. Wohl um dies deutlich zu signalisieren, übernahm Wehler die Ligatur „sozioökonomisch“ von der Frankfurter Schule und ihren Nachfolgern (Horkheimer, Adorno, Habermas u.a.) und bezeichnete sein theoretisches Modell des Imperialismus ausdrücklich als „sozioökonomisches Modell“.

Wehlers „sozioökonomisches Modell“ des Imperialismus scheint charakteristisch für den Theorie-Typus der ersten Generation der Historischen Sozialwissenschaft. Der Imperialismus als „die neue und

neuartige Phase der weit zurückreichenden okzidentalen Expansion über die Erde“ wird als Ergebnis wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Prozesse in einem bestimmten Abschnitt der Industrialisierung betrachtet. Kurz: der Imperialismus, vordergründig ein politisches Phänomen konventioneller Mächterivalität, wird in den wirtschaftlichen Zusammenhang des Kapitalismus in einer seiner Krisenphasen gestellt. In Weberianischer Form wird mittels Abstraktion eine allgemeine theoretische Bestimmung getroffen, zu der Historisten aus ihrer Sicht nicht berechtigt und imstande gewesen wären: „Unter Imperialismus wird hier (...) diejenige direkte-formelle und indirekte-informelle Herrschaft verstanden, welche die okzidentalen Industriestaaten unter dem Druck der Industrialisierung mit ihren spezifischen ökonomischen, sozialen und politischen Problemen und dank ihrer vielseitigen Überlegenheit über die weniger entwickelten Regionen der Erde ausgebreitet haben.“ (Wehler 1976: 23) Aus dieser theoretischen Bestimmung folgt, dass die Politik eines Staatsmannes wie Bismarck und die Machtkämpfe der politischen Eliten mitnichten aus sich selbst erklärt werden können. Die Mystifizierung des Staates, an der die Historiographie bis in die 1960er-Jahre maßgeblich beteiligt war, und der Primat der Außenpolitik in der deutschsprachigen Geschichtsschreibung erschienen in diesem theoretischen Licht als revisionsbedürftig.

Die „Strukturen“ (hier v.a. die der deutschen Außen- und Wirtschaftspolitik) treten dem Historiker Wehler nicht mehr aus den Quellen entgegen, wie dies der Auffassung des späten Historismus (bei Verwendung anderer Begriffe wie „innere Ordnung“ u.ä.) entsprochen hätte. Sie *emergieren* nicht, sondern sie werden *konstruiert* in Auseinandersetzung mit Material und Quellen. Wehler, der die zeitgenössischen Arbeiten von Jürgen Habermas, vor

allem *Theorie und Praxis* (1967) und *Erkenntnis und Interesse* (1968) studiert hatte, war davon überzeugt, dass die Arbeit des Lesens, Sortierens und Interpretierens von einem bestimmten *Erkenntnisinteresse* gesteuert werde. In seinem Fall richte es sich auf eine „kritische Theorie“, d.h. „eine *theoretische Anstrengung*“ (...) „*die mit dem Interesse an einer vernünftig organisierten zukünftigen Gesellschaft*“ die vergangene und gegenwärtige *kritisch durchleuchtet*, da sonst – ohne *konkrete Utopie*, wenn man so will – *der Hoffnung auf eine grundlegende Verbesserung der menschlichen Existenz der Grund entzogen würde.*“ (Wehler 1976: 14)² Ende der 1960er-Jahre, nach den Erfahrungen in der Epoche des Faschismus – müsse die Geschichtswissenschaft *frei* von Verpflichtungen gegenüber den Mächtigen in Staat und Gesellschaft und *kritisch* sein. Die Geschichtswissenschaft solle sich daher – ähnlich wie die Soziologie der Frankfurter Schule – als „kritische Gesellschaftswissenschaft“ verstehen.

Von diesem in den 1960er- und 1970er-Jahren avantgardistischen Standpunkt erschienen jene Historiker, die in der Tradition des Historismus am besonderen Einzelnen und dessen hermeneutischer Deutung festhielten, als intellektuell rückständige Idealisten, die über kein geeignetes Werkzeug verfügten, besagte Strukturen und Prozesse, die man nun für die konstitutiven Momente der Geschichtlichkeit jeder Gesellschaft hielt, rekonstruieren und erklären zu können. Von diesem Standpunkt aus erscheinen aber auch heute jene Wissenschaftler/innen, die sich auf die Erforschung von Aspekten des Alltagslebens, auf Fragen der Frauen- und Geschlechtergeschichte, der Historischen Anthropologie oder der Mikrogeschichte spezialisieren, als *Revisionisten* oder als *Neohistoristen*. Ihnen gegenüber glauben Vertreter der ersten und zweiten Generation der Historischen Sozialwissenschaft

die Innovationen der 1960er- und 1970er-Jahre – das Denken in Strukturen und Prozessen und den Anspruch der politischen Aufklärung durch Geschichte – verteidigen zu müssen. Die neuen Richtungen seien entpolitisiert und theoriefeindlich, sie scheuten die Anstrengung des Begriffs und verlören sich in der dichten Beschreibung bunter historischer Bilder, ohne neue sozialwissenschaftliche Erkenntnisse zu produzieren (Kocka 1982, 1984).

Bei allen Missverständnissen, die diese Auseinandersetzungen trübten, ist heute zumindest eines völlig klar: Es geht um die Frage, welchen tätigen Anteil Individuen an den Verhältnissen (analytisch fassbar in Strukturen und Prozessen) haben; es geht um die Frage, mit welchen Methoden die Verhältnisse einerseits und die Praktiken andererseits in ihrem dialektischen Zusammenhang historisch-empirisch erforscht und historiographisch dargestellt werden können; und es geht schließlich um die Frage, zu welchem praktisch-moralischen und politischen Zweck historisch-sozialwissenschaftliche Forschung betrieben und publiziert werden soll. Ich werde diese Debatte hier nur soweit nachzeichnen, als es mir für das bessere Verständnis des Projekts Alltagsgeschichte nützlich erscheint.

Kritik und Reformulierung

Etwa Anfang der 1980er-Jahre wurde in Soziologie und Ethnologie die Kritik an dem seit den 1960er-Jahren dominanten Strukturfunktionalismus,³ bald auch die Kritik an bestimmten Varianten des Strukturalismus⁴ unüberhörbar, sodass sie auch die Neugierde eines Teils der jüngeren Historikerinnen und Historiker erregte. In dieser Debatte wurde bald klar, dass die Historische Sozialwissenschaft seit ihren Anfängen in den 1960er-Jahren, wie andere Sozialwissenschaften auch, einen strukturfunktionalistischen Kurs verfolgt hatte. Dazu hatte u.a. ein objektivistisches Verständnis

von „Struktur“ beigetragen, das in den Geschichtswissenschaften auf fachspezifische Weise aus einer älteren Tradition weiterlebte. Der Begriff „Struktur“ in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft der späten 1950er- und der 1960er-Jahre war zunächst nicht viel mehr als die semantische Modernisierung älterer Begriffe wie „Verfassung“, „innere Ordnung“, „Aufbau“ und dergleichen, die in der Verfassungsgeschichte und dann seit den 1920er-Jahren in der frühen deutschsprachigen Wirtschafts- und Sozialgeschichte wegweisend gewesen waren (Sieder 1990). Hatte die Avantgarde der Historischen Sozialwissenschaft, allen voran Hans-Ulrich Wehler, genügend wissenschaftstheoretisches Reflexionsvermögen, um den Konstruktionscharakter von Strukturen und Modellen zu erkennen (s.o.), war dies bei anderen Vertretern der Historischen Sozialwissenschaft keineswegs immer der Fall: Sie neigten nicht nur zur einseitigen Privilegierung des Strukturellen gegenüber dem „Persönlichen“ und „Individuellen“, sondern auch zur *Verdinglichung* des Strukturellen. Bei jüngeren Historikerinnen und Historikern im deutschen Sprachraum, die sich nun zwar noch der Überzahl, aber nicht mehr der *intellektuellen* Hegemonie von Historisten, sondern bereits einer intellektuellen Vorherrschaft der ersten Generation der Historischen Sozialwissenschaft gegenüber sahen, zog dies die für Stellenanwärter typische Bereitschaft nach sich, die theoretischen und methodischen Positionen der etablierten Historischen Sozialwissenschaftler zu kritisieren, ihre positivistischen Verkürzungen auszumachen und Berichtigungen zu versuchen.

Wie in der Geschichte der Geschichtswissenschaften seit ihren Anfängen im 18. Jahrhundert immer der Fall, geschah dies auch diesmal durch weitere Importe an Theorien und Begriffen, die in anderen Wissenschaften entwickelt

worden waren. Nach der Rezeption von Jürgen Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns* und deren Unterscheidung von *sozialer Logik* in Lebenswelten und *systemischer Logik* in Systemen (Habermas 1981) wurden von dem Ethno-Soziologen Pierre Bourdieu sozialtheoretische Begriffe wie „Habitus“, „Feld“, „Praktik“, „symbolisches Kapital“ und andere übernommen, um die Individuen als in ihren Verhältnissen Tätige („Agenten“ oder „Akteure“) denken und empirisch fassen zu können (Bourdieu 1976, 1987). Der Soziologe Anthony Giddens führte den Terminus *Strukturierung* und die dazugehörige *Theorie der Strukturierung* in die interdisziplinäre Debatte ein (Giddens 1988). Der Ethnologe Clifford Geertz formulierte das Postulat der *dichten Beschreibung* in der Hoffnung, damit das strukturierende Handeln und den damit verbundenen Sinn sowie die immer schon strukturierten Verhältnisse als einen dialektischen Wirkungszusammenhang facettenreicher darstellen zu können (Geertz 1983). Mit einiger Verspätung lasen Historiker/innen nun nach den soziologischen Klassikern Marx, Weber, Durkheim, Parsons u.a. auch die Schriften der neophänomenologischen Soziologie; von Alfred Schütz und Thomas Luckmann *Strukturen der Lebenswelt*, (1979, 1984) von Peter L. Berger und Thomas Luckmann *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* (1969) u.v.a.m. Wenn in diesem Winkel der Soziologie – zum Teil schon seit den 1930er- und 1940er-Jahren! – argumentiert wird, dass sich soziale Wirklichkeiten gar nicht anders als aus den Praktiken und Perspektiven der Subjekte konstituieren, freilich mit den gesellschaftlichen und immer schon strukturierten Mitteln der Sprache, des Alltagswissens und seiner sozialen Repräsentationen und Deutungsmuster, musste die Idee der ersten Generation der Historischen Sozialwissenschaft, eine Gesellschaft in ihrer Verände-

rung erforschen zu können, ohne forschend und analysierend auf die Praktiken der Individuen und deren Deutungen einzugehen, fragwürdig erscheinen.

Im Lichte dieser Lektüren und Debatten vermochten nun auch Historiker/innen das Verhältnis von Individuen, Tätigkeiten und Verhältnissen zunehmend *sozialtheoretisch* zu denken. Verkürzend referiert, lautete ihre neue Lesart etwa so: Zum einen treffen Menschen immer schon auf Resultate menschlichen Handelns. Sie wachsen in eine durch die Praktiken vieler Generationen vor ihnen strukturierte Sprache hinein, in eine vor ihnen strukturierte Welt der Bilder und Medien, in die vor ihnen strukturierten Sozialformen und Beziehungen, in vor ihnen strukturierte Ordnungen von Betrieben, Vereinen, politischen Parteien, Gewerkschaften und Kirchen, in entwickelte Systeme des Verkehrs, der Märkte und des Geldes u.v.a.m. Zum anderen aber nimmt der Einzelne diese strukturierten Verhältnisse in sich hinein, er *verinnerlicht* sie zum Teil und *eignet sie an*, indem er sie durch seine *Praktiken* reproduziert oder modifiziert (Lüdtko 1989). Jeder Einzelne hat also tätigen Anteil an der *Strukturierung* der gesellschaftlichen Verhältnisse, ist daher in diesem Paradigma *Agent* oder *Akteur*. Dass es dabei Mächtige und Ohnmächtige, dass es auch „blindes“ Handeln und nicht vorhergesehene, ungewollte Resultate des Handelns gibt, ändert daran nichts. Bei seinen unzähligen kleinen und großen Entscheidungen orientiert sich der Einzelne an Sitte und Tradition, Ideologie, Religion und Gewohnheit, in rezenten Gesellschaften auch an den Vorentwürfen und suggestiven Deutungsangeboten diverser Medien. Dennoch gewinnt er *seine* Interpretationen und setzt *seine* entsprechenden Handlungen jeweils selber in den diversen Kommunikationen und Interaktionen.

Dieses Paradigma, das im Anschluss an die orientierende *Theorie*

der Praxis von Pierre Bourdieu das *praxeologische Paradigma* genannt werden kann, brachte also das *Individuum* zurück in die historisch-sozialwissenschaftliche Geschichtsschreibung, aus der es zuvor zugunsten äußerer Strukturen und Prozesse weitgehend verbannt worden war. Doch es wies ihm einen anderen Status zu als der idealistische Historismus oder als die Historische Sozialwissenschaft der 1970er- und 1980er-Jahre: Der Einzelne ist weder frei, seinen Willen völlig durchzusetzen, denn die strukturierten Verhältnisse setzen ihm Deutungs- und Handlungsgrenzen und liefern ihm die praktischen und symbolischen Mittel des Handelns und Deutens; noch ist er gänzlich durch äußerliche Strukturen determiniert, denn in den strukturierten Verhältnissen findet er – von extremen Ausnahmen abgesehen – immer gewisse Handlungs- und Deutungsspielräume vor und muss sich immer wieder für eine/*seine* Deutung, für eine/*seine* Handlung entscheiden. Strukturen sind nicht nur *außerhalb* der Subjekte; strukturiert sind auch die Beziehungen, die sie durch ihre Praktiken hervorbringen, aufrechterhalten oder stornieren; Strukturen sind nicht zuletzt auch *in* den Individuen: als verinnerlichte Regeln und Prinzipien, die ihre Handlungen orientieren; als psychische Strukturen, die ihr Erleben und ihre Erfahrungen organisieren; als Gewohnheiten und Dispositionen (*Habitus*), die Regelmäßigkeiten in ihrem Handeln – also „Allgemeines“ – erzeugen. Kurz: Die Individuen sind in ihren Praktiken strukturiert und bringen durch ihre Praktiken Strukturen hervor.

Diese theoretische Lesart dessen, was der Einzelne oder das Individuum ist, was soziales Handeln, Praktik und Struktur etc. heißen soll, war keine belanglose Fleißaufgabe, die für das Handwerk der Historiker/innen folgenlos geblieben wäre. Damit änderte sich nicht weniger als die allgemeine Vorstellung von der *historischen Welt*: Nun wurden

Personen und Orte, Praktiken, Vorstellungen und Erfahrungen bedeutsam, die im Paradigma des Historismus keine Bedeutung gehabt hatten, weil sie nicht als hinreichend *besonders* gegolten hatten, und im Paradigma der Historischen Sozialwissenschaft in den 1970er- und 1980er-Jahren vernachlässigt worden waren, weil sie als nicht hinreichend *allgemein* gegolten hatten. Um das Allgemeine an den Individuen und ihren Praktiken zu entdecken, bedurfte es also der sozialtheoretischen Nachrüstung und der nachholenden Lektüre einer vielfältigen nicht-positivistischen sozial- und kulturwissenschaftlichen Tradition (Phänomenologie, Wissenssoziologie, Symbolischer Interaktionismus, poststrukturelle Soziologie und Ethnologie, Kulturanthropologie, Konstruktivismus u.a.m.). In diesem Paradigma interessiert seither nicht nur das Häufige, sondern auch das Seltene, nicht nur das Typische, sondern auch das Untypische, doch nicht mehr – wie im Historismus – um seiner Besonderheit willen, sondern als Ausdruck allgemeiner gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse. Die Handlungen des einzelnen, sein Körper und seine Leiblichkeit, seine mit anderen geteilten Ideologien, Phantasien, Magien und Mythen erscheinen nun ebenso relevant wie die früher privilegierten äußeren (Verfassungs-) Strukturen einer Grundherrschaft, einer Stadtverwaltung, einer Partei, eines Staates oder eines militärischen Apparats. Die Vorstellungen und Deutungen der einzelnen sind – so ideologisch, kurzsichtig oder mythisch sie auch immer sein mögen – nicht mehr Nebel über der historischen Landschaft, die den Historiker/innen den Ausblick verstellen. Sie sind *konstitutive* Teile der historischen Wirklichkeiten, die es zu verstehen und zu erklären gilt. Dabei fällt gleichsam neues Licht von innen nach außen und von außen nach innen: Die äußeren Strukturen eines Militärapparats beispielsweise sind

erst erklärbar aus ihrer Verinnerlichung durch Soldaten und Offiziere, die das Verinnerlichte wieder durch ihr Handeln nach außen bringen und so das Militär als Institution strukturieren.

Repolitisierung

Entgegen manchen Befürchtungen, die vor allem von der ersten Generation der Historischen Sozialwissenschaft geäußert worden sind, hat die Frage nach dem Alltag keineswegs in eine gemütliche unpolitische Nische geführt. Im Gegenteil hat sie das Politische aus seiner Reduziertheit auf das Handeln und Verhandeln von Eliten und Experten in Institutionen der Politik befreit. Mit dieser Rekonzeptualisierung ist nach der Attacke auf die reduktive politische Geschichte in den 1970er-Jahren seither die sukzessive *Repolitisierung* der Geschichtswissenschaften, insbesondere der Sozialgeschichte, verbunden. Die De-Reduktion des Politischen könnte radikaler nicht sein: Im Paradigma der Alltagsgeschichte gelten ungleich mehr *Orte* als Orte politischen Handelns, ungleich mehr *Personen* und Personengruppen als seine Akteure, und ungleich mehr *Handlungen*, *Ereignissen* und *Prozessen* wird politische Relevanz zugeschrieben als dies im historistischen Paradigma der Politikgeschichte der Fall war und oft noch immer ist. Im historisch-sozialwissenschaftlichen Paradigma lassen sich, sofern es auch alltagsgeschichtlich orientiert ist, selbst an der privaten Familie eminent politische Aspekte entdecken, wenn etwa die Frage nach den Machtbeziehungen oder nach der Reproduktion der Arbeitskräfte im sozialdemokratisch gezügelten oder im neoliberal deregulierten Kapitalismus gestellt wird; oder wenn sich zeigt, dass die Institution des Hauses im zünftigen Handwerk auch eine (proto)politische Ordnung war, die u.a. den Ausschluss der Töchter und den Zugang der Söhne zur Berufsausbildung

und damit zur explizit politischen Sphäre der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt regulierte. Die Praktiken in den Familien, in den Betrieben, in den Schulen und Universitäten, in den Institutionen der Medizin, im Militär, im Sport und in anderen Handlungsfeldern der Freizeit u.v.a.m. sind daraufhin untersuchbar, wie Vorstellungen, Normen und Werte, Konzepte des Fleißes und der Gesundheit, der Natur und des Körpergeschlechts, des gebotenen Gehorsams und der gerechten Rebellion usw. entstehen und jene Praktiken orientieren, die die gesellschaftlichen Wirklichkeiten fortwährend erzeugen. Für das späte 19. und das 20. Jahrhundert – das Zeitalter der politischen Ideologien und Glaubenskämpfe (Hobsbawm) – lenkte der Ansatz der Alltagsgeschichte das Augenmerk vor allem auf jene vielfältigen Tätigkeiten, die in der Fachsprache der Politikwissenschaft *politische Partizipation* genannt werden. Zur Weimarer Republik, zur Ersten Republik Österreich, zu Nationalsozialismus und Austrofaschismus, zu den 1950er- und 1960er-Jahren etc. liegen mittlerweile zahlreiche Forschungen vor, die ihren innovativen und provokativen Charakter eben daraus beziehen, das Politische auch überall dort aufzusuchen, wo Menschen Verhältnisse gestalten, ihre Interessen verfechten, dabei Macht über andere ausüben und darüber mit ihnen in Konflikte geraten. Kurz: Mit dem Blick der Alltagsgeschichte findet die historische Sozialwissenschaft das Politische auch außerhalb der Institutionen der Politik, in den Handlungsfeldern des täglichen Lebens und Arbeitens, wo es von der traditionellen Politikgeschichte schlicht übersehen wurde und wird.

Wissenschaftsgeschichtlich ist daher festzuhalten: Die Perspektive der Alltagsgeschichte trug – nicht nur in der Sozialgeschichte, sondern etwa auch in der Politikwissenschaft – dazu bei, den Focus der politischen Analyse auszuweiten und die fragwürdig gewordene Re-

duktion von Politik auf die Akteure und Systeme politischer Administration durch eine Auffassung des Politischen als *Aspekt allen sozialen Handelns* zu überwinden. Damit wurde der Aspekt der politischen Geschichte nach Jahren der Stagnation im Abseits jener Politik-Historie, die mit anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen kaum dialogfähig war, wieder dialektisch verknüpfbar mit Aspekten des Kulturellen und einer neuen Kulturgeschichte, des Ökonomischen und der Wirtschaftsgeschichte, des Sozialen und der Sozialgeschichte usw., womit die Grenzen zwischen den Disziplinen wieder fließender und durchlässiger wurden.

Alltag im Unterricht

Für eine Einbeziehung von Themen und Methoden der Alltagsgeschichte in den Schulunterricht aller Schulstufen (an den höheren Schulen in Österreich: „Geschichte und Sozialkunde“) sprechen einige der erläuterten Merkmale und Möglichkeiten von Alltagsgeschichte. Zunächst und noch sehr allgemein lässt sich sagen: Die Perspektive der Alltagsgeschichte verschafft Lernenden Einsicht in die Bezüge zwischen den strukturierten Handlungsfeldern einer Gesellschaft und ihrer Strukturierung durch die Praktiken der Akteure. Insofern ist diese Perspektive in ihrer „Kulturbedeutung“ (Max Weber) demokratischer und

emanzipatorischer als andere Perspektiven. Aber das ist, noch einmal sei es gesagt, keineswegs immer die Perspektive „von unten“; diese Bezüge interessieren für alle sozialen Klassen einer Gesellschaft. Für die Auswahl historischer Fälle (Beispiele), an denen solche Einsichten vermittelt werden können, stehen im Prinzip zwei Möglichkeiten offen: Die Thematisierung jüngerer und jüngster Vergangenheiten ermöglicht Einsichten in das Gewordensein der Gegenwart (*genetische Erklärung*); die Thematisierung zeitlich und/oder räumlich weit entlegener Gesellschaften ermöglicht *exemplarisches Lernen*. Im zweiten Fall dürfte es nicht selten eben jenes fremde alltägliche Leben sein, welches die Neugierde der Schüler/innen zu wecken vermag. Durch die Thematisierung *fremder* Kulturen im eigenen Land wie in zeitlich und/oder geographisch fernen Ländern und Gesellschaften und durch die Fokussierung praktischer Arbeits- und Lebensweisen kann Alltagsgeschichte zur selbstreflexiven Auseinandersetzung mit Erfahrungen und Konstrukten des Fremden genutzt werden. Vorurteile, Xenophobie, Rassismus und Sexismus heften sich bekanntlich an kulturelle Eigenarten oder körperliche Andersheiten und verzerren, vereinseitigen, übertreiben oder erfinden sie. Die Perspektive der Alltagsgeschichte, in den Schulunterricht integriert, kann dazu beitragen, solche alltäg-

lichen ideologischen Prozeduren zu durchschauen und ihre Konstrukte zu entlegitimieren.

Sofern sie die skizzierte theoretische Orientierung ernst nimmt, vermag Alltagsgeschichte die Komplexität des historisch-politischen Denkens zu erhöhen. Sie vermittelt Einsichten in den Prozesscharakter gesellschaftlicher Veränderungen und in die wechselseitigen Zusammenhänge zwischen sonst oft als getrennt gedachten Handlungsfeldern (z.B. Arbeitsverhältnisse und private Beziehungen, Sozialisation und politisches Handeln u.v.a.m.). Alltagsgeschichte im Geschichtsunterricht kann folglich dessen Leistungsfähigkeit in bezug auf Lehr- und Lernziele der sozialen und politischen Bildung erhöhen und somit *demokratiepolitisch nützlich* sein. Durch die Reintegration des Politischen in die vielfältigen Prozesse des Lebens und des Arbeitens vermittelt sie Einsichten in die Ubiquität von Macht und Herrschaft sowie in die Herstellung proto-politischer Dispositionen und politischer Handlungsprinzipien der Akteure aller sozialen Klassen.

LITERATUR

- P. ARIES/G. DUBY (Hg.), *Geschichte des privaten Lebens*, 5 Bände. Frankfurt a. M. 1993.
- U. BECK, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M. 1986.
- U. BECK/A. GIDDENS/S. LASH, *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Frankfurt a. M. 1996.
- P. L. BERGER/B. BERGER, H. KELLNER, *Das Unbehagen in der Modernität*. Frankfurt a. M.-New York 1987.
- P. L. BERGER/T. LUCKMANN, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M. 1969.
- P. BORSCHIED, *Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen*, in: ders. u. Hans J. Teuteberg, *Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit*. Münster 1983, 1-14.
- P. BOURDIEU, *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1976.
- P. BOURDIEU, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a. M. 1987.

- M. BROSZAT/E. FRÖHLICH, *Alltag und Widerstand. Bayern im Nationalsozialismus*. München 1987.
- Ch. BROWNING, „Eine anti-akademische Attacke“. Holocaust-Forschung und Goldhagen-Affäre, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 8. Jg. (1997), Heft 2, 251-259.
- A. BURGUIERE, Ch. KLAPISCH-ZUBER, M. SEGALEN, F. ZONABEND (Hg.), *Geschichte der Familie*, 4 Bände. Frankfurt a. M. 1996-1999.
- G. DUBY/M. PERROT (Hg.), *Geschichte der Frauen*, 5 Bände. Frankfurt a. M.-New York-Paris 1993.
- M. FOUCAULT, *Das Subjekt und die Macht*, in: Hubert L. Dreyfus u. Paul Rabinow, Michel Foucault. *Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt a. M. 1987, 243-261.
- C. GEERTZ, *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M. 1983.
- A. GIDDENS, *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt a. M.-New York 1988.
- J. HABERMAS, *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bände. Frankfurt a. M. 1981.
- W. HARDTWIG, *Alltagsgeschichte heute. Eine kritische Bilanz*, in: Winfried Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*. Göttingen 1994, 19-32.
- J. KOCKA, *Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918*, 2. Auflage. Göttingen 1978 (zuerst 1973).
- J. KOCKA, *Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme*, 2. erweiterte Auflage. Göttingen 1986.
- J. KOCKA, *Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), 395-405.
- J. KOCKA, *Klassen oder Kultur? Durchbrüche und Sackgassen in der Arbeitergeschichte*, in: *Merkur* 36 (1982), 955-65.
- A. LÜDTKE, *Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?* In: ders. (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Frankfurt a. M.-New York 1989, 9-47.
- K. LÜSCHER u.a. (Hg.), *Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit*, 2. Auflage. Konstanz 1990.
- L. NIETHAMMER, *Einführung*, in: ders. (Hg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*. Frankfurt a. M. 1980.
- A. SCHÜTZ/T. LUCKMANN, *Strukturen der Lebenswelt*, 2 Bände. Frankfurt a. M. 1979 u. 1984.
- R. SIEDER, *Was heißt Sozialgeschichte? Brüche und Kontinuitäten in der Aneignung des Sozialen*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 1 (1990), 25-48.
- R. SIEDER, *Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?* In: *Geschichte und Gesellschaft* 20 (1994), 445-468.
- R. SIEDER, *Freisetzung und Bindung. Eine Fallstudie zu aktuellen Dynamiken im Ehe- und Familienleben*, in: Josef Ehmer u.a. (Hg.), *Historische Familienforschung. Ergebnisse und Kontroversen*. Frankfurt a. M. 1997, 229-253.
- R. SIEDER, *Besitz und Begehren, Erbe und Eltern Glück. Familienleben in Deutschland und Österreich im 20. Jahrhundert*, in: André Burguière, Christiane Klapisch-Zuber, Martine Segalen, Françoise Zonabend (Hg.), *Geschichte der Familie*, 4. Band: 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.-New York-Paris 1998, 211-284.
- R. SIEDER, *Von Vätern und anderen Patriarchen. Männer in Familien nach Trennung und Scheidung*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 11 (2000), 3, 83-107.
- R. SIEDER, *Der goldene Käfig. Eine Unternehmerfamilie im Prozess der Autonomisierung*, in: Fritz B. Simon (Hg.), *Die Familie des Familienunternehmens. Ein System zwischen Gefühl und Geschäft*. Heidelberg 2002, 339-366.
- H.-U. WEHLER, *Bismarck und der Imperialismus*, 4. Auflage. München 1976 (zuerst 1969).
- H.-U. WEHLER, *Geschichte als Historische Sozialwissenschaft*. Frankfurt a. M. 1973.

¹ Diesem Artikel liegt ein Vortrag zugrunde, den der Autor zur Eröffnung der 44. Historikertagung des Institutes für Österreichkunde am 16. Mai 1997 in St. Pölten gehalten hat; die kürzere Fassung des Vortrags erschien im Tagungsband „Alltagserfahrungen in der Geschichte Österreichs“, hg. von Ernst Bruckmüller. Wien 1998

² Die Zitate im Zitat – hier von mir kursiviert – stammen aus: Max Horkheimer, *Traditionelle und kritische Theorie*, in: *Zeitschrift für Sozialforschung* 6 (1937), 245-94.

³ „Strukturfunktionalismus“ bezeichnet ein variantenreiches Paradigma diverser Sozialwissenschaften, in dem gefragt wird, welche Funktion eine Teilstruktur einer Gesellschaft für deren Fortbestand hat; wie beispielsweise der Patriarchalismus in Haus und Familie „funktional“ ist für eine paternalistisch strukturierte politische Ordnung usw.

⁴ „Strukturalismus“ bezeichnet ein in sich vielfältiges Paradigma der Sozialwissenschaften, in dem – in Analogie zur Analyse der Struktur der Sprache bei Saussure – soziale Phänomene als Zeichensysteme und diese aus ihren Teilen und deren wechselseitigem Verhältnis erklärt werden.

Historische Anthropologie Die Historisierung menschlicher Elementarerfahrungen Ein Dialog nach vier Jahren

Das zu lesen, was man vor vier Jahren geschrieben hat, kann etwas Zwie-

spältiges sein: Zum einen – positiv – überrascht ob der damaligen Kenntnis über diese oder jene Forschungen, die man aber in der Zwischenzeit schon wieder vergessen hat. Zum anderen – negativ – berührt, angesichts dessen, was man vor vier Jahren noch nicht „gewusst“ oder bedacht hat.

Dass Wissenschaft bzw. wissenschaftliches Wissen nicht statisch, sondern stets ein Prozess ist, ist eine Binsenwahrheit. Dass dieser Prozess nicht geradlinig – im Sinne eines immer mehr Wissens auf Basis des Verifizierens und Falsifizierens des jeweils Vorherigen – ist, mag schon nicht mehr ganz so selbstverständlich sein. Dabei fußt die Dynamik wissenschaftlichen Wissens auf der Vertiefung und Erweiterung des einen wie auf dem Vergessen des anderen. Dies betrifft alle AkteurInnen des Wissenschaftsbetriebs: die diversen „scientific communities“ ebenso wie die einzelnen WissenschaftlerInnen.

Wenn man nun nach vier Jahren gebeten wird, den damals verfassten und publizierten Aufsatz zu überarbeiten, quasi „auf den neuesten Stand“ zu bringen, steht man vor einem Problem. In welcher Weise kann ich den Prozess des Vergessens und Erkennens, den ich seit damals durchlaufen habe, adäquat auf Papier bringen? Eine Möglichkeit wäre gewesen, dem „alten“ Aufsatz diese oder jenes hinzuzufügen. Geht nicht! Zu wenig durchdacht erscheinen mir mittlerweile einige Passagen, zu wenig plausibel die grundsätzliche Struktur bzw. ein-

zelne Kapitel(überschriften). Also: Neuschreiben. Geht auch nicht! Ich habe mich außerstande gesehen, die Fülle an historisch-anthropologisch orientierten Veröffentlichungen der vergangenen vier Jahre auch nur annähernd zu berücksichtigen und neu zu ordnen, zumal ich zuvor vieles erneut oder überhaupt das erste Mal hätte lesen müssen (aber da hätte ich den Redaktionstermin niemals einhalten können). Zudem erschien es mir fragwürdig, den mittlerweile vorliegenden Abhandlungen über Historische Anthropologie als solche (z. B.: Dressel 1996, Hausen 1997; Böhme u.a. 2000:131-147; Mitterauer 2000; Vogel 2000; Daniel 2001:298-313; van Dülmen 2001; Medick 2001) noch eine weitere hinzuzufügen. Nachdem ich nun aber auch nicht habe absagen wollen (dann wäre „Historische Anthropologie“ aus diesem Sonderheft über „Neue Entwicklungen in der Geschichtswissenschaft“ herausgefallen, was mir auch wiederum nicht recht gewesen wäre), habe ich mich zu dem des kritischen Kommentars. Der kann freilich wieder nur selektiv sein. Jeweils am Ende eines jeden Kapitels nehme ich kurz zu einigen meiner Ausführungen über Historische Anthropologie von vor über vier Jahren Stellung. Damit wird zwar nicht sichtbar, was mich zwischenzeitlich dazu bewogen hat, dieses oder jenes etwas anders zu sehen (einen solchen Prozess darzustellen versucht hat: Auslander 1995). Aber erkennbar sollte zu-

mindest zweierlei werden: Wissenschaftliche Texte über Historische Anthropologie wie über alles andere können erstens nie mehr sein als „Zwischenberichte“, und zweitens implizieren alle wissenschaftlichen Texte stets Subtexte, die über die eigentlichen Inhalte hinaus auf einen institutionellen Kontext von Wissenschaft verweisen. Womöglich ist diese von mir gewählte Form nicht von vornherein leicht lesbar, zumindest dann nicht, wenn man die kohärente Konstruktion eines wissenschaftlichen Aufsatzes erwartet: Fäden werden zerrissen, Gedanken unterbrochen. Man sollte daher das Folgende als einen Dialog lesen, quasi wie ein Gespräch, auch wenn ich im Jahre 1997 nicht mehr darauf habe reagieren können.

Übrigens: Aus Platzgründen musste ich einige Teile des „alten“ Textes streichen: Zum einen hat es meinen damaligen Vorspann erwischt, zum anderen zwei separate Textkästen über „Themenfelder“ und „Zugangsweisen“ der Historischen Anthropologie. Die Literaturangaben am Ende des Beitrags habe ich dagegen beibehalten und ergänzt mit jenen, auf die ich in meinen Kommentaren Bezug nehme.

* * * * *

Vor fast dreißig Jahren kritisierte der deutsche Historiker Thomas Nipperdey in mehreren Aufsätzen den strukturalistischen „mainstream“ in der damaligen deutschsprachigen Sozialgeschichte. „Man geht gleichsam ‚von außen‘, von den gesellschaftlichen Umständen auf die Menschen zu, ohne die Welt, in der sie leben, auch von ihrer ‚Innenseite‘ her zu erfassen, ohne zu fragen, wie Menschen durch die soziale Welt geprägt werden.“ (Nipperdey 1973:242). Einer Geschichtswissenschaft, die Individuen und soziale Gruppen als Marionetten ökonomischer, politischer, demographischer oder wie auch immer definierter Strukturen behandelt und damit letztlich ignoriert, setzte

er die Forderung nach einer historischen Zugangsweise entgegen, die den vielen verschiedenen historischen Lebenswelten von Bevölkerungsgruppen, deren Sichtweisen und Weltbildern, deren Alltagspraxis auf die Spur zu kommen versucht – eine „kulturanthropologisch fundierte(n) Sozialgeschichte“ (Nipperdey 1968:164).

Mittlerweile haben sich eine Reihe von Institutionen und Publikationen (Lepenies 1977; Süßmuth 1984; van Dülmen 1991; Groh 1991; Habermas/Minkmar 1992), die die Begriffe Historie und Anthropologie in ihrem Namen führen, im deutschsprachigen Raum etabliert. Um nur einige Beispiele zu nennen: Bereits seit 1973 existiert ein „Institut für Historische Anthropologie“ in Freiburg i.Br. (Köhler 1974; Martin 1994), wo auch vor kurzem ein gleichnamiger Studienversuch angelaufen ist. An der Freien Universität Berlin haben sich WissenschaftlerInnen verschiedener geistes- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen in einem „Interdisziplinären Zentrum für Historische Anthropologie“ zusammengefunden (Gebauer u.a. 1989; Wulf 1997), das eine mittlerweile ca. dreißig Bände umfassende, im Berliner Akademie-Verlag erscheinende Buchreihe „Historische Anthropologie“ wie auch das Periodikum „Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie“ herausgibt. „Historische Anthropologie“ (im Untertitel: „Kultur – Gesellschaft – Alltag“) nennt sich auch eine dreimal im Jahr erscheinende wissenschaftliche Zeitschrift, die von mehreren deutschsprachigen HistorikerInnen und VolkskundlerInnen gestaltet wird. An der Universität Innsbruck wiederum ist Historische Anthropologie ein zentraler Bestandteil im Studienplan der Erziehungswissenschaften (Rathmayr 1996). Und in Wien schließlich existiert seit kurzem ein „Ludwig-Boltzmann-Institut für Historische Anthropologie“ wie auch ein Graduiertenkolleg „Historische Anthropologie“ am

„Interuniversitären Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung“ (Mitterauer 1994; Dressel 1996).

So zahlreich die historisch-anthropologischen Institutionen mittlerweile auch sind, so unklar ist vielen (nicht nur außerhalb des Geschichtswissenschaftsbetriebs), was unter Historischer Anthropologie zu verstehen ist. Das mag zum einen damit zusammenhängen, daß „Anthropologie“ gerade im deutschsprachigen Raum nicht nur zumeist als Naturwissenschaft verstanden und betrieben wird, sondern darüber hinaus Erinnerungen an die nationalsozialistische Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik wachruft: Dieser ging ja unter reger Mithilfe deutscher und österreichischer Anthropologen vonstatten. Zum anderen mag eine Unklarheit daher rühren, daß Historische Anthropologie nur ein Begriff unter mehreren ist, mit dem die Nipperdeysche Forderung nach einer „kulturanthropologisch fundierte(n) Sozialgeschichte“ mittlerweile realisiert wird; manche sprechen von „Alltagsgeschichte“ (Lüdtke 1989; Berliner Geschichtswerkstatt 1995), andere von „Historischer Kulturwissenschaft“ oder „-forschung“ oder „Kulturgeschichte“ (van Dülmen/Schindler 1984; Sieder 1994; van Dülmen 1995; Hardtwig/Wehler 1996), wieder andere von „Mentalitätsgeschichte“ (Dinzelbacher 1993).

Ich hoffe, dass nach der Lektüre der kommenden Seiten die etwaige Unklarheit über das, was Historische Anthropologie ist (bzw. sein kann), einer Klarheit weicht. Der Beitrag ist erstens ein freilich verkürzter Versuch (ausführlicher: Dressel 1996), die mittlerweile große Masse historisch-anthropologischer Forschungen exemplarisch vorzustellen, sie zu ordnen, zu systematisieren und in einem halbwegs schlüssigen theoretischen Gesamtkonzept zu verknüpfen; man kann diesen Teil, besonders die separat dargestellten Bereiche, auch als eine kommentierte Bibliographie lesen,

die Lust auf „mehr“ machen soll. Zweitens ist der Beitrag, besonders der letzte Abschnitt, Programm für jene Historische Anthropologie, wie sie vor allem am „Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung“ in Wien, dem auch ich mich zurechne, umzusetzen versucht wird. Sowohl hinsichtlich der Bestandsaufnahme als auch hinsichtlich der Zukunftsperspektiven von Historischer Anthropologie wird vor allem ein spezifischer anthropologischer Kontext der Historischen Anthropologie, die damit zusammenhängenden historisch-anthropologischen theoretischen Grundpfeiler, Themenfelder und Zugangsweisen wie auch immanente gesellschaftliche Bezüge herausgearbeitet. Dabei will ich keine endgültige und ewiggültige Definition von Historischer Anthropologie anbieten. Historische Anthropologie (wie eigentlich jede Wissenschaft) lebt von der Diskussion zwischen VertreterInnen verschiedener Disziplinen und Kulturen, zwischen WissenschaftlerInnen und Nicht-WissenschaftlerInnen, aus der heraus neue Fragestellungen und Zugangsweisen für eine historisch-anthropologische Forschung wie auch für deren Vermittlung in verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen fruchtbar gemacht werden; sie ist quasi ein offenes (wenn auch nicht beliebiges) Projekt. Schließlich soll mein Beitrag auch kein Plädoyer für den Terminus „Historische Anthropologie“ im Streit der Etiketten um den einen legitimen Begriff für eine „neue Geschichtswissenschaft“ bzw. „kulturanthropologisch fundierte Sozialgeschichte“ sein. Dass etwa die Bezeichnungen „Alltagsgeschichte“ oder „Historische Kulturwissenschaft“ ihre Berechtigung und Begründung haben, ist u.a. von Alf Lüdtke (1989) und Reinhard Sieder (1994) in Beiträgen aufgezeigt worden. Hier geht es vielmehr darum, vor einem dezidiert anthropologischen Hintergrund ein geschichtswissenschaftliches Konzept zu formulieren. Dabei

ist es natürlich auch legitim, historische Forschungsarbeiten, die nicht von ihren VerfasserInnen als historisch-anthropologische bezeichnet worden sind, im Rahmen eines historisch-anthropologischen Problemhorizonts zu rezipieren.

Die diversen von mir genannten historisch-anthropologischen Institutionen gibt es immer noch, einige sind sogar ausgebaut worden, andere sind hinzugekommen. Aber so wirklich etabliert hat sich Historische Anthropologie in einem deutschsprachigen kulturwissenschaftlichen Feld in all den Jahren noch nicht. Um in diesem Zusammenhang auf den Sager von Wissenschaft als Prozess zurückzukommen: Es stimmt schon, wie zuvor zu lesen gewesen ist, dass „Historische Anthropologie (wie eigentlich jede Wissenschaft) (...) von der Diskussion zwischen VertreterInnen verschiedener Disziplinen und Kulturen, zwischen WissenschaftlerInnen und Nicht-WissenschaftlerInnen (lebt).“ Doch die damit angesprochene kognitive Ebene von Wissenschaftspraxis ist lediglich ein Moment neben anderen, die „neuen“ wissenschaftlichen Zugangsweisen zu einem Durchbruch verhelfen können. Darüber hinaus bedarf es stets der breiten Verankerung in der Wissenschaft als institutionellem System, vor allem im Ausbildungs- bzw. Lehrbereich. Zeitschriften, Einführungsbücher und kleine Institute mögen ein Anfang sein, mehr nicht.

Der (begrüßenswerte) Erfolg beispielsweise der Frauen- und Geschlechtergeschichte bzw. der Gender Studies ist u. a. darauf zurückzuführen, dass es trotz aller Widerstände möglich gewesen ist, ein breites Lehrangebot, zuweilen eigene Studiengänge, spezielle Forschungstöpfe u.v.m. zu etablieren. Zusehends scheint dies auch der Kulturgeschichte zu gelingen. Insofern mögen einige den angesprochenen Streit um Etiketten (der immer mehr ist als einer nur um Inhalte) als beendet, weil entschieden ansehen.

Ein Grund unter vielen anderen dafür, dass Historische Anthropologie in den Geschichtswissenschaften und in den diversen anthropologischen Disziplinen eher ein Schattendasein führt, scheint in der grundsätzlichen disziplinären Verfasstheit aller Universitäten zu liegen. Auch wenn noch zu fragen sein wird, inwieweit Historische Anthropologie einem interdisziplinären Anspruch gerecht wird – ein sich zumindest aus VertreterInnen verschiedener Disziplinen zusammensetzendes Projekt stößt generell auf strukturelle, soziale, kulturelle und emotionale Barrieren im Wissenschaftsbetrieb. Es läuft Hand in Hand: So schick es schon seit Jahrzehnten ist, „Interdisziplinarität“ als Zauberwort in verschiedenen Kontexten zu verwenden, so hartnäckig werden weiterhin disziplinäre Territorien verteidigt (vgl. z. B.: Lindner 2000:13-18).

Der anthropologische Kontext

Der französische „Annales“-Vertreter und Protagonist einer „Neuen Geschichtswissenschaft“ Jacques Le Goff hat vor wenigen Jahren gemeint, dass die Anthropologie mittlerweile zur „privilegierten Gesprächspartnerin“ der Geschichtswissenschaft geworden sei (1994: 38f bzw. 48f). Doch welche Anthropologie hat Le Goff damit gemeint? Die Traditionen und zentralen Zugangsweisen der Anthropologien sind mindestens so zahlreich wie die Länder, in denen Anthropologie – die Wissenschaft vom Menschen – betrieben wird. Im deutschsprachigen Raum beispielsweise ist die Anthropologie lange Jahrzehnte vor allem eine naturwissenschaftliche gewesen. Im dtv-Brockhaus-Lexikon von 1988 ist noch zu lesen: „Nach kontinentaleuropäischem Sprachgebrauch ist A. die Naturwissenschaft, die den Menschen als einen biologischen Organismus behandelt.“ (dtv 1988:212). Im Speziellen war die deutsche und österreichische Anthropologie in der ersten Hälfte

eine Rassenkunde, die nicht müde wurde, Menschen aus verschiedenen geographischen Räumen zu vermessen und zu kategorisieren. Hautfarbe, Schädel- und Nasenformen, Körpergrößen, Blutgruppen usw. waren Kriterien, mit denen die Menschheit in Rassen unterteilt wurde. Wertneutral waren solche Rassenkonstruktionen nie; denn von den angenommenen markanten körperlichen Erscheinungen wurde stets auf charakterliche, psychische Eigenschaften geschlossen. Rassensystematisierungen waren immer Rassenhierarchien, die zwischen höher- und minderwertigen Rassen unterschieden. Welche „Rasse“ die deutschsprachigen Anthropologen an die Spitze der Hierarchie stellten, ist ebenso bekannt wie das Faktum, dass deutsche und österreichische Anthropologen nicht nur die Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik im NS-Staat wissenschaftlich untermauerten, sondern diese auch unmittelbar aktiv, etwa als Gutachter, mittrugen (z.B.: Müller-Hill 1984; Weingart u.a. 1988). So sehr gerade im deutschsprachigen Raum auch heute noch dem Begriff „Anthropologie“ die rassistische Vergangenheit anhaftet – die deutschsprachige Anthropologie hat sich größtenteils davon verabschiedet, die Menschheit in Rassen zu unterteilen. Es sind ja gerade auch Biologen, die darauf hinweisen, dass „Rasse“ ein Konstrukt bzw. eine Fiktion ist, da es unmöglich ist, Menschen bestimmten Rassen zuzuordnen, deren jeweilige Mitglieder über eine Vielzahl gemeinsamer biologischer Merkmale verfügen, die sich signifikant von denen anderer Rassen unterscheiden (z.B. Kattmann 1983, Lewontin u.a. 1988). Freilich: Eine vor allem biologisch orientierte Wissenschaft ist die Anthropologie im deutschsprachigen Raum geblieben. Die Lehrstühle für Anthropologie sind weiterhin den naturwissenschaftlichen Fakultäten zugeordnet; Anthropologie in einer wissenschaftsübergreifenden Öffentlichkeit ist weiterhin in erster Linie naturwissenschaftliches

Terrain. Symptomatisch dafür war etwa das 1992/93 von mehreren ARD-Hörfunksendern ausgestrahlte Funkkolleg „Der Mensch – Anthropologie heute“ (Deutsches Institut 1992/93; auch: Schiefenhöfel u.a. 1994). Die TeilnehmerInnen des Funkkollegs, vor allem MultiplikatorInnen, wurden fast ausschließlich mit den anthropologischen Modellen der Vergleichenden Verhaltensforschung und der Soziobiologie konfrontiert, die als systematische biologische Anthropologien nach universellen biologischen Merkmalen und Gesetzen fahnden, die für alle Menschen unabhängig von Zeit und Ort determinierend sein sollen. Die Soziobiologie etwa hat das anthropologische (bzw. insgesamt organische) Grundgesetz in einem Imperativ geortet, der durch eine genetische Programmierung gesteuert sein kann und den größtmöglichen Fortpflanzungserfolg von jedem Individuum einfordert. Auf diesen genetischen Faktor würden sich in letzter Konsequenz alle sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Phänomene (z.B.: „Mann und Frau“, „Arbeit“, „Ökonomie“, „Mythos, Religion, Ekstase“, „Kind und Eltern“, „fremd und vertraut“) zurückführen lassen. Hinsichtlich des Sexualverhaltens von Männern und Frauen etwa meinen die Soziobiologen, verkürzt gesagt: Aufgrund der unterschiedlichen quantitativen Kapazitäten der männlichen und weiblichen Sexualorgane sei „der Mann“ (im Singular verstanden), der fast unendlich viele Kinder zeugen könne, dahingehend genetisch programmiert, promiskuitiv zu leben; „die Frau“ dagegen neige, weil sie ungleich weniger Kinder gebären kann, zur Monogamie, mit der ein männlicher Partner in die Verantwortung für die von ihr geborenen Kinder eingebunden werden könne, was wiederum das Überleben der Nachkommen sichere (Vogel/Sommer 1992).

Um es deutlich zu sagen: Eine Anthropologie, die sich als eine historische versteht, kann aus Modellen,

die soziale und kulturelle Phänomene auf ahistorisch gedachte biologische, letztlich biologistische Grundlagen reduziert, nichts für sich adaptieren. Sie kann sich lediglich im Rahmen eines anthropologischen und gesellschaftlichen Diskurs kritisch auf sie beziehen. Angesichts der gegenwärtigen Publizität soziobiologischer Weltdeutungen muss dies eine Historische Anthropologie, die sich als gesellschaftsbezogen begreift, sogar tun. Doch dazu später. Zunächst bleiben wir noch beim anthropologischen Kontext der Historischen Anthropologie. Wenn nicht aus den biologischen Anthropologien, aus welchen anderen Anthropologien kann die historische Forschung dann positive Impulse beziehen?

Anders als in Deutschland und Österreich haben sich im angelsächsischen Raum und in Frankreich im Verlauf des 20. Jahrhunderts anthropologische Wissenschaften herausgebildet, die sich in erster Linie als Sozial- und Kulturwissenschaften verstehen, als Sozial- und Kulturanthropologien – Disziplinen, die hierzulande, sehr verkürzt gesagt, eher Ethnologie oder Völkerkunde benannt werden.

Man könnte sie auch als Wissenschaften vom Fremden oder Anderen bezeichnen. Ihre Untersuchungsgegenstände bzw. -räume sind meist außereuropäische, weitgehend schriftlose Kulturen. Kultur- und Sozialanthropologie ist freilich kein homogenes Fach (Überblick z.B. bei: Harris 1989: bes. 436-451). Ihre Erkenntnisinteressen sind zum Teil recht unterschiedlich, wenn nicht gar geradezu entgegengesetzt. So ist die britische und französische Sozialanthropologie gerade in ihren Anfängen zu Beginn unseres Jahrhunderts ähnlich den biologischen Anthropologien eine systematische Anthropologie gewesen. Bronislaw Malinowski, Alfred Radcliffe-Brown oder Marcel Mauss, Pioniere der europäischen Sozialanthropologie, ging es in ihren außereuropäischen Forschungen darum, von ihren

Fallstudien auf universelle, also zeit- und raumübergreifende Gesetze des Menschen, konkret, anthropologische Gesetze des Sozialen zu abstrahieren. Auch Claude Lévi-Strauss, dessen Strukturelle Anthropologie kulturell variierende Verwandtschaftskonstellationen auf eine sehr theoretische Grundkonstellation verallgemeinerte, steht in dieser Tradition. Dagegen ist die amerikanische Kulturanthropologie – Namen wie Franz Boas, Margaret Mead oder Ruth Benedict wären hier zu nennen – von allem Anfang an ein Zugang gewesen, der in erster Linie die Differenzen zwischen Kulturen in den Blick bekommen wollte und vor Verallgemeinerungen auf der Ebene anthropologischer Konstanten scheute.

Trotz dieses zentralen Unterschieds hinsichtlich des schlussendlichen Ziels sozial- und kulturanthropologischer Forschungen – beide Disziplinen fußen auf parallelen Forschungseinstellungen, Sichtweisen und Methoden, die von historisch-anthropologisch orientierten WissenschaftlerInnen aufgegriffen und für die historische Forschung fruchtbar gemacht worden sind.

Abgrenzen und Zuordnen ist ein Grundprinzip alles Tuns wissenschaftlicher AkteurInnen (vgl. Dressel/Langreiter 2002): ob im alltäglichen Handeln in den Geflechtes wissenschaftlicher Netzwerke und Hierarchien, oder ob in den Repräsentationen des Wissen-Schaffens: in wissenschaftlichen Publikationen etwa. Wiewohl Abgrenzen und Zuordnen geradezu Voraussetzungen aller Wissenschaftspraxis (und nicht nur dieser) und damit unumgebar sind, geschieht dies zuweilen geradezu reflexartig und weniger als Resultat einer mehr oder weniger intensiven Auseinandersetzung oder gar eines Dialogs mit jenen, die ausgegrenzt werden bzw. mit denen man sich „vergemeinschaftet“.

Einige Reize (bzw. Reizwörter) reichen manchmal schon aus, um eine Front zum Gegenüber aufzubauen. Biologische Deutungsmus-

ter über Kulturelles und Gesellschaftliches etwa sind vielen KulturwissenschaftlerInnen schon von vornherein verdächtig. Nun hat sich zwar mein Bild und meine Einschätzung der Soziobiologie auch in den letzten vier Jahren nicht wirklich gewandelt, ich bin mir aber mittlerweile sicher, dass man naturwissenschaftlich orientierte Anthropologien nicht auf die Soziobiologie reduzieren kann. Sodann habe ich den Eindruck (und es ist immer noch nicht mehr als das), dass sich eine intensivere Auseinandersetzung zumindest mit jenen lohnt, die ja auch gar nicht behaupten, dass sich alles Menschliche aus „Naturgesetzen“ bzw. Physischem ableiten lasse. Der Freiburger Versuch, in einem Studiengang naturwissenschaftliches und geisteswissenschaftliches Wissen zu bündeln bzw. überhaupt erst in einem gemeinsamen Feld zu kommunizieren, scheint mir inzwischen ein richtungsweisendes Unterfangen zu sein (vgl. Martin 1994; <http://www.uni-freiburg.de/philkak4/anthroZugriff/>) – nämlich in dem Sinne, dass hier ein Ort der Kommunikation und Auseinandersetzungen zwischen Geistes- bzw. KulturwissenschaftlerInnen einerseits und NaturwissenschaftlerInnen andererseits überhaupt erst geschaffen wird. Um es am Beispiel eines derzeit nun wirklich nicht irrelevanten Problemfelds zuzuspitzen: Die Debatte rund um die gesellschaftliche „Anwendbarkeit“ und „Verwertbarkeit“ neuesten mikrobiologischen Wissens schreit förmlich nach interdisziplinären Foren, nicht damit „wir“ dieses oder jenes von vornherein gutheißen, sondern um sich einzumischen, um in diesem Kontext mitsamt unserem geistes- und kulturwissenschaftlichen Wissen zu gesellschaftlichen AkteurInnen zu werden.

Nicht allein Abgrenzungen, auch ein Sich-Zuordnen geschieht zuweilen reflexartig, weil es gerade „en vogue“ ist. Nachdem die Anthropologie von bedeutenden – meint: mächtigen – VertreterInnen des ge-

schichtwissenschaftlichen Betriebs nun einmal zur Referenzwissenschaft erklärt worden ist, kann man nicht umhin, das auch zu tun. Keine Frage: Der Gewinn ist (für mich) ein großer gewesen, die Lektüren brechen in der eigenen Disziplin erlernte Denkkategorien auf. Nur: Die Lektüren (und nicht nur jene von mir) sind selektiv, man rezipiert meist „die Großen“ und „Alten“ der anderen Zunft. Ob das dann schon den Begriff „Anthropologie“ als Substantiv verdient, ist zumindest diskussionswürdig. Einige AnthropologInnen haben sich ob dessen zumindest irritiert gezeigt (Viazzo 2000). Denn: Leitwissenschaft innerhalb des historisch-anthropologischen Felds ist weitgehend die Geschichtswissenschaft, ein paar außereuropäisch orientierte AnthropologInnen hier, ein paar Europäische EthnologInnen dort (eine solche Ungleichverteilung existiert übrigens auch in allen anderen historiographischen Zugängen, die sich als innovativ und interdisziplinär verstehen – siehe: disziplinäres Grundprinzip). Nun geht es hier überhaupt nicht darum, die anthropologische Öffnung der Geschichtswissenschaften grundsätzlich in Frage zu stellen. Ganz im Gegenteil! Es geht aber um die Frage, wer und was rezipiert bzw. auch nicht wahrgenommen wird. Und dass Sozial- und Kulturanthropologien zu „Wissenschaften vom Fremden“ (von mir und von anderen) erklärt werden, scheint mehr mit dem Gepäck im eigenen geschichtswissenschaftlichen Rucksack zu tun zu haben als mit denen, auf die man sich bezieht.

Interesse für das Fremde bzw. Andere

Wie gesagt: Beide, Sozial- und Kulturanthropologie, sind Wissenschaften, die sich für fremde bzw. von uns unterscheidende Kulturen interessieren und dort forschen. Dieses Interesse impliziert eine bestimmte Forschungseinstellung,

nämlich sich dieser kulturellen Unterschiede, die ja auch welche zwischen den forschenden WissenschaftlerInnen und den erforschten Menschen (wo auch immer) sind, im Forschungsprozess selbst bewusst zu sein. VertreterInnen außereuropäischer Kulturen (aber nicht nur die) nehmen Wirklichkeit auf eine andere Art und Weise wahr als wir, die in Mitteleuropa im Allgemeinen und im Wissenschaftsbetrieb im Besonderen sozialisiert worden sind. Das sozial- und kulturanthropologische Feldforschungsparadigma versucht diesem Umstand Rechnung zu tragen. Schon Malinowski erklärte es zum Um und Auf der Erforschung fremder Kulturen, mehrere Monate, wenn nicht gar Jahre „im Feld“ zu verbringen und der Sprache der einheimischen Bevölkerung mächtig zu sein, um „den Standpunkt des Eingeborenen, seinen Bezug zum Leben (zu) verstehen und sich seine Sicht seiner Welt vor Augen führen“ zu können (1979:49). Die kulturelle Differenz zwischen Forschungsobjekten und „-objekten“ konsequent weitergedacht, stellt nicht zuletzt auch die Möglichkeit der Übertragung von sozialen, ökonomischen, politischen u.a. Theorien, die hiesige Wissenschaften entwickelt haben, auf andere Kulturen in Frage; denn deren soziale Organisationsformen, ökonomische Richtlinien, kulturelle Praktiken, Rationalitätsprinzipien, Logiken usw. können aus uns fremden, zunächst nicht nachvollziehbaren Kriterien resultieren. Der amerikanische Kulturanthropologe Clifford Geertz hat deshalb vor vorschnellen Erklärungen „des Fremden“ gewarnt. Es macht einen Unterschied, ob man, um ein fiktives, fast banales Beispiel zu nennen, die Initiationsriten, Feste, Ernährungsgewohnheiten, Arbeitsprozesse, Geschlechterverhältnisse, Verwandtschaftskonstellationen, religiöse Gewohnheiten usw. einer Dorfgemeinschaft auf einer ozeanischen Insel dahingehend untersucht, welche Funktionen sie für

den Bestand des sozialen Systems haben (eine sehr europäische soziologische und sozialanthropologische Zugangsweise). Oder ob man versucht, die einzelnen kulturellen Elemente und Praktiken und deren Beziehung zueinander auch aus den spezifischen Bedeutungen heraus zu begreifen, die ihnen von den beteiligten Menschen selbst – bewusst oder unbewusst – gegeben werden. Geertz plädiert daher für eine „Dichte Beschreibung“ (1983) – zunächst ein akribisches Aufzeichnen aller beobachteten Ausdrucksformen einer fremden Kultur; so unbedeutend diese auch auf den ersten Blick für einen Europäer sein mögen, sie können für die entsprechende Kultur selbst eine zentrale Bedeutung haben.

Peter Burke (1992), Robert Darn-ton (1989), Carlo Ginzburg (1995) und Hans Medick (1984), um nur einige zu nennen, haben diese Vorstellung von der kulturellen Differenz zwischen ForscherInnen und Erforschten auf die geschichtswissenschaftliche Theorie und Praxis übertragen. Wenn etwa Robert Darnton ein Massaker an Katzen im Paris der frühen Neuzeit als widerständliche Handlung sozial Benachteiligter analysiert hat, so hat er damit das zunächst für uns Unbedeutende in der immensen Bedeutung der damals Agierenden erkannt. Fremd kann eben nicht nur das geographisch Ferne, fremd kann auch das zeitlich Ferne sein – der Mediävist Jacques Le Goff: „Für uns ist der mittelalterliche Mensch ein Exot. Wenn der Historiker sein Bild rekonstruieren will, braucht er Gespür für den Wandel und muss zum Ethnohistoriker werden, damit er seine Originalität richtig einschätzen kann.“ (1990:36)

Die HistorikerInnen, jene im deutschsprachigen Raum allemal, haben, von wenigen Ausnahmen einmal abgesehen, lange Zeit kaum über ihren eigenen Teller-rand hinausgesehen. Und das auf vielen Ebenen, von denen ich hier zwei herausgreife: Erstens lagen

die historischen Untersuchungen mehr oder weniger im eigenen geographischen Raum. Zweitens ging man davon aus, dass sich die Geschichte des „Eigenen“ selbstverständlich in den Denkkategorien und Logiken eines Heute adäquat erfassen lässt. Nun hat die Rezeption anthropologischer Literatur durch HistorikerInnen nicht unbedingt dazu geführt, dass historische Untersuchungsgegenstände in ihrer Mehrzahl in außereuropäische Räume verlagert worden wären. Dagegen hat sich aber im historisch-anthropologischen Feld eine Grundhaltung durchgesetzt, dass sich anthropologische, kulturelle, soziale u. a. Logiken und Strukturen in der „eigenen“ Geschichte nicht so leicht und schnell durch Kategorien der eigenen Gegenwart erschließen lassen.

Insofern greift meine Kapitelüberschrift zu kurz. Denn das historisch-anthropologische „Interesse am Fremden“ impliziert stets eine Befremdung des „Eigenen“ – der eigenen Geschichte(n) im Allgemeinen und der Denk-, Ordnungs- und Interpretationsmuster der Forschenden im Besonderen.

Nun ist es bemerkenswert, dass in dem Moment, wo HistorikerInnen „das Fremde“ „im Eigenen“ für sich entdeckt haben, die Sozial- und Kulturanthropologien nicht mehr ganz so selbstverständlich „das Fremde“ haben beforschen und darüber schreiben können. Dass man „den Standpunkt des Eingeborenen“ einnehmen könne, ist seit den sechziger Jahren mehr und mehr u. a. im Zuge der „Writing-Culture“-Debatte (Clifford/Marcus 1986) in Frage gestellt worden, bis schließlich von einer „Krise der ethnographischen Repräsentation“ (Berg/Fuchs 1993) die Rede gewesen ist (die bis heute anhält). Wie sehr man sich auch den Beforschten „annähert“: Wir können – als RepräsentantInnen des „Westens“, einer bestimmten Wissenschaftskultur, als was auch immer – immer nur in den uns zur Verfügung stehenden und in unse-

ren „communities“ verstandenen Codes interpretieren, letztlich konstruieren. Diese mittlerweile nicht mehr so weltbewegende allgemeine Erkenntnis hätte die Anthropologien wohl auch noch nicht in die besagte Krise gestürzt. Ausschlaggebend war wohl vielmehr, dass im Zuge der Entkolonialisierungsprozesse und neuer gesellschaftskritischer Bewegungen im eigenen Land die Repräsentationen westeuropäischer und nordamerikanischer AnthropologInnen und EthnographInnen als mächtige Konstruktionen diskutiert wurden, mit denen „das Andere“ überhaupt erst definiert und festgeschrieben wird. Als eine Konsequenz haben sich AnthropologInnen – geradezu umgekehrt zu den HistorikerInnen – vom „Fremden“ zum „Eigenen“, nämlich zur eigenen Wissenschaftspraxis, hin orientiert.

Die Debatte der AnthropologInnen stellt nicht das historisch-anthropologische Bemühen in Frage. Aber sie legt zumindest drei Konsequenzen nahe: Erstens, und u. a. Thomas Sokoll (1997) hat massiv darauf hingewiesen: Auch wir können uns Vergangenheiten immer nur „annähern“, aber nicht „wirklich“ die Standpunkte historischer „Eingeborener“ einnehmen (mit dem Unterschied freilich, dass sich diese, da meistens tot, nicht mehr wehren können). Zweitens: Auch wenn wir stets nur konstruieren können – eine Historische Anthropologie, die sich allein für „das Fremde“ interessiert anstatt die eigenen Forschungen in einem permanenten Spannungsfeld von „Eigenem“ (Bildern, Kategorien, Befindlichkeiten usw.) und „Anderem“ zu reflektieren (vgl. zur Einführung Jeggel 1984), würde nur ein weiteres Kapitel in einer Wissenschaftsgeschichte der „Konstruktion des Anderen“ schreiben (vgl. z. B. Gottowik 1997; Todorova 1999). Drittens: Fremdes – Eigenes, Eigenes – Fremdes, sich selbst befremden – sich anderen annähern, das sind jeweils keine Pole, sondern prozessuale ineinandergreifende Kategorien (vgl. Schiffauer 1996).

Und letztlich ist auch nicht mehr von vornherein gewiss, von welchem Standpunkt aus und in welcher Situation was und wer das Eigene, was und wer näher, fremder oder fremd ist. Rolf Lindner hat einmal gemeint, dass das Wunderliche mittlerweile nicht mehr „das Fremde“, sondern seine Beschreibung sei (Lindner 1989:24f). Und zuweilen stößt man auf „das Andere“ (was am wenigsten etwas mit „ethnischen“ Kategorien zu tun haben kann) gerade da, wo man es zunächst nicht vermutet, z.B. im eigenen Wissenschaftsmilieu (vgl. Stenger 1998): im interdisziplinären Austausch, in intergenerationellen Konflikten usw.

Interesse für Subjektivitäten und Subjekte

Ein solches Interesse für das räumlich und zeitlich Fremde ist letztlich auch ein Interesse für andere und verschiedene Subjektivitäten, für die Vielfalt dessen, wie Menschen Wirklichkeit und Welt wahrnahmen und wahrnehmen, für ihre Befindlichkeiten und Gefühlslagen. Sich „den Standpunkt des Eingeborenen“ vor Augen zu führen, meint auch das.

Die Geschichtsforschung hat inzwischen eine Vielzahl von Arbeiten vorgelegt, die den je spezifischen Wahrnehmungsformen, Vorstellungswelten, Gefühlslagen, Mentalitäten usw. von historischen Individuen und sozialen Gruppen auf die Spur zu kommen versuchen. Schon die Begründer der französischen historischen Zeitschrift „Annales“, Marc Bloch (1961) und Lucien Febvre (1989), haben in den zwanziger Jahren Mentalitätsaspekte mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Menschen analysiert, wenig später auch Johan Huizinga (1987) und natürlich Norbert Elias (1976). Elias war der erste, der einen grundsätzlichen Wandel und eine Entwicklung der „anthropologischen Innenstruktur“ nachzeichnete – der neuzeitliche Zivilisationsprozess als eine wachsende Affekt- und Triebkontrolle.

Wurde die historische Erforschung des menschlichen Innenlebens, der Perspektive historischer Individuen und sozialer Gruppen lange Zeit zumindest im deutschsprachigen Raum kaum beachtet (Elias etwa wurde erst Ende der achtziger Jahre ausführlich rezipiert), so ist seit den achtziger Jahren die Fülle solcher Publikationen kaum mehr zu überblicken. An dieser Stelle seien daher nur zwei Arbeiten exemplarisch genannt, die mittlerweile zu Klassikern geworden sind, einmal Carlo Ginzburgs „Der Käse und die Würmer“ (1983), in dem die Lebenswelt, Vorstellungsbilder usw. eines norditalienischen Müllers um 1600 auf Basis von Inquisitionsakten akribisch rekonstruiert werden, sodann Jean Delumeaux „Angst im Abendland“ (1989), wo kollektive Ängste des europäischen Mittelalters und der frühen Neuzeit beschrieben werden – religiös motivierte Ängste (Teufel und Sünde) wie auch (teilweise im Zusammenhang damit) Ängste, die sich auf bestimmte Bevölkerungsgruppen bezogen, etwa Juden oder Ketzer. Das Interesse am Subjektiven geht übrigens einher mit der wachsenden Aufmerksamkeit für Selbstzeugnisse als historische Quellen, seien es Briefe, autobiographische Aufzeichnungen oder auch lebensgeschichtliche Texte, die über Interviews gewonnen worden sind. Beispielhaft ist da etwa die Wiener Buchreihe „Damit es nicht verlorengeht...“, deren mittlerweile fast vierzig Bände autobiographische Texte von Menschen aus verschiedensten Bevölkerungsgruppen der letzten hundertfünfzig Jahre vorstellen (Mitterauer/Kloß 1983ff).

Das vermehrte Interesse an historischen Subjektivitäten meint aber nicht nur eine verstärkte Aufmerksamkeit für das Innenleben von Individuen und sozialen Gruppen, sondern darüber hinaus auch ein neues Bewusstsein für menschliche Handlungen als geschichtstreibende Kraft. Nicht von ungefähr hat der französische Historiker Roger Chartier kürzlich geschrieben: Die

Geschichte ist „zu einer Philosophie des Subjekts (zurückgekehrt), die die Kraft der kollektiven Determination und der sozialen Bedingtheit ablehnt und den expliziten Anteil der Handelnden zu reaktivieren sucht.“ (1989:323). Viele Jahrzehnte, Nipperdey hat ja darauf hingewiesen, ist Geschichte anhand von Modellen geschrieben worden, in denen Menschen nicht vorkommen als solche, die ihre soziale, kulturelle und natürliche Umwelt deuten und in dieser Umwelt auch selber handeln. Geschichte bzw. Gesellschaft bzw. die Menschen waren bei den einen determiniert durch wirtschaftliche, politische und kulturelle Strukturen sowie durch soziale Formationen (Stände, Klassen etc.) (z.B. Wehler 1987–1995), bei den anderen durch die geographischen Bedingungen (z.B. Braudel 1994) – Menschen tauchen hier wie da nur als Marionetten äußerer Umstände auf. Seit den achtziger Jahren haben HistorikerInnen der Alltagsgeschichte, Historischen Kulturwissenschaft wie auch der Historischen Anthropologie in teils heftigen Kontroversen solchen historischen Zugangsweisen widersprochen.

Die anthropologisch-theoretische Vorarbeit für die Rückkehr der Subjekte und der Subjektivität in die Geschichte ist dabei u.a. von einer anthropologischen Richtung geleistet worden, die sich trotz der naturwissenschaftlichen Dominanz in dem Bereich in Deutschland hat behaupten können – die Philosophische Anthropologie (als Überblick z.B.: Haefner 1981). Bei allen Affinitäten zu einer biologischen Erfassung und Erklärung des Menschen (im Singular), in einem entscheidenden Punkt untergraben Arnold Gehlen, Hellmuth Plessner und andere Vertreter der Philosophischen Anthropologie jeglichen biologi(sti)schen Reduktionismus. Sie formulieren keine ewiggültigen anthropologischen Konstanten, die menschliches Tun, soziale und kulturelle Praktiken mehr oder weniger ausschließlich determinieren wür-

den; als universell anthropologisch erkennen sie vielmehr Grundfähigkeiten und -möglichkeiten aller Menschen, nämlich jene der Erfahrung, der Reflexion, des Lernens wie auch deren praktische Umsetzung – das Handeln und Herstellen. Arnold Gehlen hat gemeint, dass diese anthropologischen Grundkompetenzen eine Überlebensnotwendigkeit des Menschen aufgrund seines angeblichen biologischen Mängelcharakters seien. Der amerikanische Kulturanthropologe Clifford Geertz hat sich dieser Vorstellung – quasi Kultur als anthropologisches Muss – angeschlossen. Jede konkrete Gestalt von Kultur sei aber biologisch völlig offen; jeder Mensch lebe nur ein Leben, aber er besitze zu Beginn seines Lebens das Rüstzeug für tausend verschiedene Leben. „(D)ie Menschen sind, zuerst und zuvörderst, verschieden. Nur durch das Verständnis dieser Vielfalt – ihrer Bandbreite, ihres Wesens, ihrer Grundlagen und ihrer Implikationen – werden wir zu einem Begriff von menschlicher Natur gelangen, die über einen statischen Schatten hinausgeht.“ (Geertz 1992:79)

Auch wenn im nächsten Absatz begonnen wird: um „Missverständnissen vorzubeugen“ – sie sind womöglich schon längst entstanden. Und ihnen wird im weiteren Text des damaligen Aufsatzes auch nicht wirklich entgegengetreten. Doch dazu später. Zunächst einmal zu Lesarten des vorangegangenen Kapitels, die zwar nicht von mir intendiert, aber dennoch möglich (gewesen) sind.

Zentrale Begriffe des Abschnitts sind – in positiver Verwendung – „Subjekte“, „Subjektivitäten“, sodann „Vielfalt“ und „Kultur“. Ebenso sind Abgrenzungen – wieder einmal – zentral: von deterministischen Modellen, seien sie soziobiologischer oder bestimmter sozialgeschichtlicher Provenienz. Einmal abgesehen davon, dass es mir mittlerweile mehr als ein un gutes Gefühl bereitet, Braudel und Wehler in fast einem Atemzug mit biologistischen

Deutungsmustern zu nennen: Die Art und Weise, wie hier in wenigen Worten zu zwar diskussionswürdigen, aber sehr komplexen sozialhistorischen Modellen eine Gegenposition eingenommen wird, ist in der Lage, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Nämlich ein „Kind“, das eigentlich weder „Subjekt“ noch „kulturelle Vielfalt“ heißt, sondern eher „Akteur“ und „Akteurin“ bzw. Handelnde bzw. Praxis. Aus einem Zitat ist herauslesbar, was wohl gemeint gewesen ist: Chartier fragt nach dem „expliziten Anteil der Handelnden“ an lebensweltlichen, sozialen, kulturellen u.a. Strukturen. Damit wird eine Gesellschaftsgeschichte à la Wehler noch nicht auf den Kopf gestellt – und soll sie auch gar nicht. Denn die Behauptung, dass es „Anteil(e) der Handelnden“ gibt, schließt mit ein, dass ebenso „andere“ Anteile existieren. Und letztlich stellt sich eher die Frage, aus welcher Perspektive heraus man Geschichte erfassen will: mehr mit dem Blick auf objektivierbare „große“ Strukturen oder aber mit dem Interesse an Strukturen in vielen kleinen überschaubareren Räumen, in denen die Anteile der AkteurInnen bzw. das jeweils komplexe strukturelle Ensemble von Lebenswelten überhaupt erst sichtbar werden. Letzteres versucht die Mehrzahl historisch-anthropologischer Forschungen. Nur: Die Rede von den Subjekten und der „kulturellen Vielfalt“ könnte suggerieren, dass ökonomische, herrschaftliche, soziale, vergeschlechtlichte usw. Strukturen ebenso wenig existieren wie die vielen Konflikte darum.

Einer meiner Lesarten von dem, was ich vor vier Jahren geschrieben habe: Ich habe mich wohl ein wenig von dem Popanz leiten lassen, der seit den achtziger Jahren in dem Konflikt zwischen VertreterInnen der Alltagsgeschichte (bzw. Historischen Anthropologie) und denen der Historischen Sozialwissenschaft (bzw. Gesellschaftsgeschichte) aufgebaut worden ist. Mittlerweile meine ich zu wissen, dass es auch

in diesem Konflikt innerhalb der geschichtswissenschaftlichen Zunft nicht allein um Inhaltliches gegangen ist.

Zwischen Objektivismus und Subjektivismus

Es ist an der Zeit, möglichen Missverständnissen vorzubeugen: Die Rückkehr des Subjekts und der Subjektivitäten in die Geschichte bedeutet nicht das Comeback einer idealistischen Konzeption, die das Individuum als autonom handelndes Wesen versteht. Menschen gestalten die bzw. ihre je eigene Geschichte mit, aber sie sind nicht ihres eigenen Glückes Schmiede. Es ist ja gerade die Leistung strukturalistischer und funktionalistischer („objektivistischer“) Geschichtsauffassungen gewesen, auf die Bedeutung überpersonaler Phänomene, die von Individuen und Kollektiven nur begrenzt beeinflussbar sind, hingewiesen zu haben. Die Rückkehr der Subjekte und der Subjektivitäten bedeutet vielmehr, „Welt- und Gesellschaftsdeutungen in ihrer Relevanz für soziales Handeln und Verhalten, für gesellschaftliche Kontinuitäten und Diskontinuitäten“ ebenso ernst zu nehmen (Daniel 1993:93).

Ethnologische und soziologische Theoretiker, wie Pierre Bourdieu (1979), Anthony Giddens (1988) und Jürgen Habermas (1981), haben – bei allen Unterschieden im Detail – Modelle entworfen und Instrumentarien angeboten, mit denen ein Mittelweg zwischen Subjektivismus und Objektivismus beschritten werden kann. Wirklichkeit und Struktur wird als doppelt konstituiert begriffen, das heißt: Geschichte gestaltet sich immer im Wechselspiel von jeweils vorgefundenen strukturellen Gegebenheiten (politischer, ökonomischer, sozialer usw. Art) und der jeweils strukturierenden Praxis (Deutungen und Handlungen) der Akteure (Individuen und soziale Gruppen); diese gestalten – ob bewusst oder auch

nicht – ihren eigenen Biographieverlauf, ihre Lebensbedingungen wie auch Kultur und Gesellschaft immer mit. Schon zu Beginn der sechziger Jahre hat der britische Historiker Edward P. Thompson (1987) als wohl Erster seiner Zunft einen solchen, auch praxeologisch genannten Zugang angewandt. Er beschrieb die Entstehung der englischen Arbeiterklasse im 19. Jahrhundert als ein Phänomen, das sich im Wechselspiel „äußerer“ ökonomischer und politischer Parameter und den spezifischen Erfahrungen und Handlungen sozialer Unterschichten gestaltete – Klasse nicht als eine von konkreten Menschen abgehobene sozioökonomische Tatsache, sondern als ein auch lebensweltlich gebundener Prozess. Pointiert hat Thompson gemeint, mit dieser Studie soziale Unterschichten (deren Erfahrungen, Deutungen und Handlungen – kurz: deren Kultur), die keine oder kaum eigens verfasste Schriftstücke (den heutigen HistorikerInnen) hinterlassen haben, vor der „Arroganz der Nachwelt“ gerettet zu haben. Eine ganze, Thompson nachfolgende Generation von HistorikerInnen hat sich ihm angeschlossen, indem sie die Kultur von sozialen Unterschichten, von Frauen, von bestimmten Berufsgruppen usw. entdeckt und analysiert hat (als Überblick: Heer/Ulrich 1985; van Dülmen 1996). Kultur ist eben nicht nur eine sogenannte Hochkultur, die Schöpfungen einer intellektuellen und künstlerischen Elite; Kultur ist vielmehr der Ausdruck der eben beschriebenen anthropologischen Grundkompetenz: Erfahrung, Reflexion, Handeln. Und das hat bzw. kann jede und jeder – ob eine soziale Gemeinschaft in Zentralafrika heute oder BewohnerInnen eines proletarischen städtischen Quartiers zu Beginn unseres Jahrhunderts.

Wenn schon Missverständnisse ausgeräumt werden sollen, dann mit den entsprechenden Begriffen, z.B. mit jenem der Macht. Dass jede und jeder Kultur hat, jede und jeder erfährt, reflektiert und handelt,

stimmt schon. Das sagt aber noch nichts darüber aus – und danach fragen historisch-anthropologische u.a. Forschungen – wer, wann, wo, wie und warum erfährt, reflektiert und handelt. Das je spezifische Spannungsfeld von AkteurInnen und jeweils vorgefundenen Bedingungen (Strukturen) geht in dem vorangegangenen Absatz einmal mehr ebenso unter wie das ständige Ungleichgewicht der Handlungsräume für verschiedene AkteurInnen innerhalb dieses Spannungsfelds. Um es an einem markanten Beispiel zuzuspitzen: Auch Jüdinnen und Juden im Wien des Jahres 1938 hatten diese oder jene Möglichkeit auf die Repressalien des NS-Systems und der „arischen“ Bevölkerung zu reagieren. Aber der Handlungsraum, der ihnen zur Verfügung stand, war nicht nur ein extrem begrenzter, sondern war völlig anders markiert als zum Beispiel jener ex-illegaler Nationalsozialisten. Diese völlig differenten Markierungen implizieren dann die Frage nach den Machtstrukturen an einem bestimmten Ort und zu einer gewissen Zeit sowie nach Handlungsweisen verschiedener AkteurInnen bzw. Akteursgruppen in ganz konkreten Macht- oder Ohnmachtverhältnissen. Und dann ist „Kultur“ nicht mehr allein die besagte anthropologische Kompetenz, sondern, wie es Gadi Algazi (2000) jüngst geschrieben hat, „ein heterogenes System von Repertoires“, das „Modelle (...) für das Handeln sozialer Akteure“ bereithält. „Kultur dient demnach nicht nur dazu, die Welt zu interpretieren oder ihr einen Sinn zu geben, sondern stellt vor allem Repertoires für das Handeln dar.“ (113) Eine Kulturwissenschaft, so wie es u.a. die Historische Anthropologie eine ist, müsste demnach nach den „strukturierten Handlungsoptionen“ für konkrete AkteurInnen fragen (Algazi 2000:113f).

Konkretisierung der historischen Menschen

Jochen Martin, Leiter des Freiburger „Instituts für Historische Anthropologie“, hat gemeint, dass das Beständige in der Geschichte nicht damit verwechselt werden dürfe, dass es so etwas wie ein unveränderliches Wesen geben würde. Konstanz sei weder auf eine biologische noch auf eine andere Universalie zurückzuführen, sondern vielmehr eine kulturelle Leistung. Weiter schreibt er: „Insgesamt halte ich die Suche nach einem Schlüssel, von dem her sich das kulturelle Verhalten der Menschen erschließt, für aussichtslos.“ (Martin 1994:44). Während systematische Anthropologien wie etwa die Soziobiologie auch weiterhin nach solchen Schlüsseln suchen (und sie zu finden glauben), fragt die Historische Anthropologie zunächst einmal nach dem Vielen-Menschlichen in der Geschichte, nach der „geschichtlichen Wandelbarkeit anthropologischer Struktur“ (Böhme 1985: 251). Der Mensch ist nicht Singular, weil er als solcher nicht zu fassen ist, sondern stets Plural. Wir haben es immer mit Menschen zu tun. Menschsein, soziale Organisationsformen, kulturelle Praktiken usw. lassen sich nur im Konkreten, in konkreten Bezügen erschließen.

Welche konkreten Bezüge können das sein? Ich denke, wir können Menschen in der Geschichte auf zwei Ebenen konkret erschließen. Erstens in einem konkreten zeitlichen und räumlichen Kontext, für den versucht wird, die jeweils spezifische anthropologische Grundstruktur bzw. die Kultur(en) in ihren je eigenen Wirkungsfeldern, Ausdrucksformen, herrschaftlichen und ökonomischen Geflechten, sozialen Zusammenhängen und in deren Bedeutungen zu rekonstruieren. Zweitens kann man dies anhand von Themen- bzw. Problemfeldern tun, die man als menschliche Elementarerfahrungen bezeichnen kann: Geschlecht, Familie, Lebensphasen, Sexualität usw.

Die erste Ebene: Schon vor über zwanzig Jahren hat Arno Borst

(1995) versucht, das Menschsein (die „*conditio humana*“ und die „*societas humana*“) im europäischen Mittelalter in Grundkategorien zu fassen. Dabei arbeitete er u.a. bestimmte soziale Typen heraus, die diese Epoche geprägt haben: „Bauern und Bürger“, „Adelige und Fürsten“, „Geistliche und Gebildete“, „Außenseiter und Exoten“. Auch Jacques Le Goff (1990) hat dies für den gleichen Zeitraum versucht, andere für die griechische Antike, die Renaissance und die Aufklärung (Vernaut 1996; Garin 1996; Vovelle 1996). Neben solchen Versuchen, die einen mehrere Jahrhunderte dauernden Zeitrahmen für einen großen geographischen Raum untersuchen, treten in den vergangenen Jahren mehr und mehr Studien, die den Forschungsgegenstand wie auch den Untersuchungszeitraum radikal verkleinern.

Vorbild dafür ist einmal mehr die Kultur- und Sozialanthropologie gewesen, die traditionellerweise in überschaubaren sozialen Zusammenhängen forscht – auf einer indonesischen Insel etwa oder in einem nordamerikanischen Indianerreservat. Eine solche Begrenzung macht Sinn. Denn uns fremde menschliche Innenwelten, kulturelle Ausdrucksformen, Regelungen sozialen Zusammenlebens und deren Wirkungs- und Bedeutungszusammenhänge eröffnen sich vor allem dann, wenn das erforschte Feld so umfassend wie nur möglich rekonstruiert werden kann. Und dies ist in einem kleinen Feld eben leichter möglich. Auch viele HistorikerInnen sind mittlerweile zu der Einsicht gelangt, dass eine Verkleinerung sinnvoll sein kann. Am ambitioniertesten sind hier die sogenannten MikrohistorikerInnen, die versuchen, kleine Lebenswelten – eine Stadt (Kriedte 1991) oder auch nur ein städtisches Arbeiterquartier (Behnken u.a. 1989), ein Dorf (Le Roy Ladurie 1980; Sabeau 1990; Beck 1993; Schlumbohm 1994; Medick 1996) oder auch nur ein einziges Individuum (Ginzburg 1983) – für eine bestimmte Zeit in all

dem zu rekonstruieren, was Menschsein jeweils konkret ausmacht. Der genauere und tiefere Blick eröffnet plötzlich Zusammenhänge und Bedeutungen, die im ersten Moment dem Historiker oder der HistorikerInnen als unwichtig und unbedeutend erscheinen mögen. Ich erinnere an das bereits von mir erwähnte Katzenmassaker (Darnton 1989).

Freilich: Eine „*histoire totale*“, wie es manche MikrohistorikerInnen anstreben, kann es nicht geben. Die komplette Rekonstruktion einer historischen Lebenswelt – etwa ein frühneuzeitliches Dorf – ist letztlich illusorisch. Denn die uns überlieferten Quellen, so reichhaltig sie auch sein mögen, sind immer lückenhaft – und die somit rekonstruierbaren individuellen und kollektiven Innenwelten, soziokulturellen Geflechte usw. begrenzt. Schließlich bedarf jede historische Darstellung immer einer oder mehrerer Fragestellungen; auch Mikrogeschichten müssen sich aus dem Repertoire vieler Themen und Perspektiven einige wenige auswählen. So ist David Sabeaus Mikrostudie über das süddeutsche Neckarhausen in der frühen Neuzeit (1990) in erster Linie eine familienhistorische Untersuchung, freilich eine akribische, die wie kaum eine andere Arbeit Familie als ein dynamisches Beziehungsgeflecht analysiert, innerhalb dessen die einzelnen Mitglieder über wechselseitig wirkende Emotionen und Besitzverhältnisse bzw. -verschiebungen mit-, neben- und gegeneinander agieren.

Diese Notwendigkeit der Eingrenzung auch von Mikrostudien führt mich zu der zweiten von mir angesprochenen Ebene, auf der es möglich ist, Menschsein historisch und konkret zu erfassen, nämlich auf einer thematischen Ebene. Dies passiert mittlerweile durch Fallstudien wie auch über historische Längsschnittuntersuchungen, mittels hermeneutischer Verfahren ebenso wie mittels datenanalytischer; dabei nutzen die einen schriftliche Selbstzeugnisse, andere schriftliche

Archivmaterialien, wieder andere Haushaltslisten, aber auch Bilder oder Bauwerke als Grundlage. Letztlich und insgesamt können alle „Dinge“, die von Menschen überliefert worden sind, als historische Quellen genutzt werden. Und nicht nur HistorikerInnen tun dies, sondern ebenso VolkskundlerInnen, AnthropologInnen, SoziologInnen, VertreterInnen verschiedener Area Studies usw., die quasi die Geschichte für sich und ihr Fach entdeckt haben.

1960 hat Philippe Ariès eine Pionierarbeit geschrieben – eine *Historie der Kindheit* (1975), Jahre später eine *Geschichte des Todes* (1980). In den siebziger Jahren konstituierte sich mehr und mehr eine Historische Familienforschung, etwa zeitgleich auch eine Frauengeschichte, die sich mittlerweile zur Geschlechtergeschichte weiterentwickelt hat. Inzwischen liegen voluminöse Sammelbände vor, zur *Geschichte des privaten Lebens* etwa (Ariès/Duby 1989–94), auch zur *Geschichte der Frauen* (Duby/Perrot 1993–95), solche zur *Geschichte der Familie und Jugend* sind im Entstehen. Die wissenschaftlichen Arbeiten, die zu diesen Themen wie auch zu anderen, beispielsweise Sexualität, Religion, Raum, Zeit, Mensch-Umwelt-Beziehungen, vorliegen, ergeben inzwischen eine Fülle, die kaum mehr überschaubar ist.

Was haben all diese Themen gemeinsam? Man könnte sie als menschliche Elementarerfahrungen bezeichnen. Denn alle Menschen, unabhängig davon, wo und wann sie leben, erfahren Geburt, Kindheit, Geschlecht, Sexualität und Tod. Deshalb sind menschliche Elementarerfahrungen aber noch keine anthropologischen Konstanten (und die Soziobiologie untersucht ja diese Themen gerade in ihrer Konstanz und verirrt sich dabei auf eine nicht mehr fassbare abstrakte Ebene). Schon frühe Arbeiten der amerikanischen Kulturanthropologie haben aufgezeigt, dass diese Lebensbereiche in einer Weise kulturell unter-

schiedlich organisiert und erfahren werden (z.B. Mead 1970), dass etwas substantiell Universelles kaum herauszuarbeiten ist. Während die Kulturanthropologie versucht, spezifische Formen bestimmter menschlicher Elementarerfahrungen unter dem Gesichtspunkt ihrer Örtlichkeit herauszuarbeiten, tut die Historische Anthropologie dies „unter dem Gesichtspunkt der Zeitlichkeit“ (Martin 1994:42).

Wenn Historische Anthropologie konsequent betrieben werden soll, muss man auch die Begriffe, mit denen wir die einzelnen menschlichen Elementarerfahrungen bezeichnen, historisieren. Familie, Sexualität, Kindheit usw. sind Bezeichnungen, die eine bestimmte Bedeutung haben, nämlich die des Hier und Jetzt. Wir müssen sie verwenden, damit wir für unsere GesprächspartnerInnen auch verständlich bleiben. Aber sie sind weder Wahrheit noch Konstanten in dem Sinne, dass Menschen immer schon in diesen Begriffen gedacht und mit dem, was mit ihnen verbunden ist, gelebt hätten. Es ist ja offensichtlich, dass sich beispielsweise unser heutiges modernes Konzept von Kindheit (einschließlich aller pädagogischen, entwicklungspsychologischen usw. Theorien über Kinder) auch nicht annähernd auf eine ländliche mittelalterliche soziale Gemeinschaft zurückübertragen lässt; denn diese kannte weder Schule noch andere pädagogische Einrichtungen noch ExpertInnen für Kinder noch vieles mehr; vermutlich kannte sie überhaupt keine Lebensphase „Kindheit“, die (wie heute) weit über das zehnte Lebensjahr hinausreicht. Die gleiche Vorsicht bzw. das gleiche Problembewusstsein ist angebracht gerade gegenüber oft biologisch gedachten Bereichen wie etwa Geschlecht. Ein Beispiel: Rudolf Dekker und Lotte van de Pol (1990) haben auf Basis von Selbstzeugnissen und Gerichtsprotokollen für die Niederlande des 18. Jahrhunderts hundertzwanzig Fälle rekonstruiert, in denen Frauen eine männliche Identität angenommen hatten. Die-

se trugen eine für jene Zeit typische männliche Kleidung, übten (und das lange Jahre unerkannt) damals typisch männliche Tätigkeiten aus und bewegten sich in nur Männern vorbehaltenen Räumen (Wirtshäusern) und Berufen (Soldaten). Oft wurde ihr „wahres biologisches Geschlecht“ erst nach ihrem Tod dem sozialen Umfeld bekannt.

Historisch-anthropologisch orientierte Arbeiten wie jene zeigen nicht nur auf, dass Männlichkeit und Weiblichkeit (auch deren Polarität) soziokulturelle Konstruktionen sind, und dass auch die Grenzen zwischen „Mann-“ und „Frausein“ weniger strikt sein können, als wir gemeinhin annehmen. Mit ihnen lässt sich zudem exemplarisch zeigen, dass auch die Regelungen und die Praxis solcher Lebensbereiche wie Geschlecht, Familie, Lebensphasen, Sexualität usw. gesellschaftliche und veränderbare sind. Historische Anthropologie historisiert gerade jene menschlichen Elementarerfahrungen und Lebensbereiche, die oft als unveränderlich und naturgegeben gedacht werden. Wer kennt nicht das Gerede um die (unveränderliche) „Natur“ der Geschlechter, jenes um die „natürliche“ Familienordnung, das „natürliche“ Sexualverhalten und so weiter und so fort?

Auf zwei Ebenen könnten historisch-anthropologische Forschungen „den historischen Menschen“ konkretisieren, habe ich behauptet: erstens in einem konkreten zeitlichen und räumlichen Kontext, zweitens im Fokus spezifischer sogenannter „menschlicher Elementarerfahrungen“ (Themen der Historischen Anthropologie). Beide Ebenen seien kein Entweder-Oder sondern solche, die in den entsprechenden Forschungen stets aufeinanderbezogen werden. Weiterhin: Weitgehend einverstanden! Nur würde ich inzwischen die „Themen“ der Historischen Anthropologie weniger in einzelnen „Elementarerfahrungen“ spezifizieren, sondern in verschiedenen dialektischen Spannungsfeldern (vgl. Kaschuba

1999:115-194; van Dülmen 2001: 55-92; an dieser Stelle auch ein großer Dank an die Projektgruppe „Historisch-anthropologische Kulturforschung/HAKU“ am Wiener IFF; vgl. Langreiter/Lanzinger 2002).

Der Abschluss des Kapitels zuvor gibt einen ersten Hinweis darauf, was unter einem solchen Zugang verstanden werden könnte: Diverse historisch-anthropologische Arbeiten zeigen, dass „Männlichkeit und Weiblichkeit (auch deren Polarität) soziokulturelle Konstruktionen sind, und dass auch die Grenzen zwischen ‚Mann‘- und ‚Frausein‘ weniger strikt sein können, als wir gemeinhin annehmen.“ In meinen vorangegangenen Kommentaren sind weitere solche Spannungsfelder bereits aufgetaucht: „Eigenes – Fremdes“ etwa oder auch: „Handlung – Struktur“ und „Abgrenzen – Zuordnen“. Weitere wären beispielsweise: Individuum – Gesellschaft, Macht – Ohnmacht, Körper – Geist, Soziales – Kulturelles, Arbeit – Freizeit, jung – alt, Kultur – Technik; Kultur – Natur. Damit werden die vormals zusammengestellten Themen einer Historischen Anthropologie nicht grundsätzlich in Frage gestellt, sondern jeweils in eine Beziehung gesetzt.

Die historisch-anthropologische Aufgabe würde nun darin bestehen, diese und andere Spannungsfelder zwar als anthropologische insofern ernst zu nehmen, als historische AkteurInnen Kulturen und Gesellschaften u.a. über diese organisiert haben und auf diesen Grundlagen heute Geschichte(n) erzählt und (re)konstruiert werden können. Zugleich sind diese Spannungsfelder aber gerade nicht als überzeitliche Dichotomien zu begreifen, sondern erstens als nach „innen“ und „außen“ aufeinanderbezogene Kategorien, die uns im historischen Konkreten als komplexe Relationen begegnen. Zweitens haben wir es auch hier mit zunächst aktuellen Ordnungsmustern zu tun, die sich in einer Vergangenheit als mehr

oder weniger relevant herausstellen oder sich womöglich sogar überhaupt auflösen.

Die Relativierung solcher oft als anthropologisch behaupteter Bipolaritäten macht in Konsequenz auch vor einer Reflexion der eigenen Wissenschaftspraxis nicht halt. Nur allzu oft organisiert sich das inhaltliche, soziale und kulturelle Feld u.a. der Geschichtswissenschaften über Grabenkämpfe eines Entweder-Oders: „Mikro“ versus „Makro“, „Qual“ versus „Quant“, „Wandel“ versus „Konstanz“, „Nähe (zum Forschungsfeld)“ versus „Distanz“ oder wiederum: „Handlung“ versus „Struktur“ – sich abgrenzen und zuordnen eben. Auch solche Dichotomien gilt es in einem historisch-anthropologischen Kontext zu überwinden, da sich das eigene Selbstverständnis gerade über eine theoretische und methodische Vielfalt definiert, welche sich jeweils erst in Problemstellungen konkretisiert und spezifiziert, die diese oder jene Instrumentarien nahe legen, aber keine von vornherein ausschließen.

Eine letzte und andere Anmerkung noch zur „Konkretisierung der historischen Menschen“: Die Geschichte der Geschichtswissenschaften macht es nachvollziehbar, dass seit den siebziger Jahren die „Geschichte von unten“, „Alltagsgeschichte“, „Neue Kulturgeschichte“ und „Historische Anthropologie“ gemeinsam daran gegangen sind, vor allem solche historischen sozialen Gruppen zu erforschen, die jahrzehntelang von den Historikern als geschichts- und gesichtslos behandelt, also ignoriert worden sind. Meine Ausführungen von 1997 stehen in diesem Kontext. Mittlerweile ist man allerdings – nicht nur in der Historischen Anthropologie – vermehrt daran gegangen, ebenso diverse gesellschaftliche Eliten, u.a. WissenschaftlerInnen selbst, historisch-anthropologisch bzw. kulturwissenschaftlich zu analysieren (vgl. z.B. Warneken/Wittel 1997). Und das ist gut so! Denn ein historisch-anthropologisches Ver-

ständnis beispielsweise für moderne Gesellschaften wie die österreichische im 20. Jahrhundert lässt sich nicht allein aus rekonstruierten sozialen und kulturellen Praktiken von HandwerkerInnen, unterbäuerlichen Gruppen oder ProletarierInnen gewinnen.

Historische Anthropologie als eine gesellschaftsbezogene Wissenschaft

Dieter Lenzen vom Berliner „Interdisziplinären Zentrum für Historische Anthropologie“ hat gemeint, dass die Historische Anthropologie eine „radikale Historizität“ vertreten müsse, die „die Geschichtlichkeit ihrer Perspektiven und Methoden und die Geschichtlichkeit ihres Gegenstandes aufeinander“ bezieht (Lenzen 1989:35). Das meint, dass man sich zunächst als WissenschaftlerIn der eigenen Historizität bewusst werden muss – der historischen, gesellschaftlichen Gewordenheit der eigenen wissenschaftlichen Zugangsweisen, Interessen, Fragestellungen usw. Wenn Historische Anthropologie, wie zuvor beschrieben, versucht, Geschichte zwischen einem Subjektivismus und Objektivismus zu schreiben, wenn sie also Individuen, soziale Gruppen als handelnde Wesen begreift, die aber von ihrem jeweiligen sozialen, ökonomischen, politischen, kulturellen usw. Kontext in ihren Handlungen beeinflusst oder begrenzt sind, dann muss sie auch WissenschaftlerInnen als solche verstehen; dann muss sie sich über den gesellschaftlichen Background des eigenen Tuns Gedanken machen. Wenn Historische Anthropologie, wie ebenfalls zuvor beschrieben, sich der kulturellen Differenz zwischen Forschenden und Erforschten bewusst sein möchte, dann muss sie ihre eigene kulturelle Perspektive zunächst einmal reflektieren, um die Perspektive der anderen – der von ihr Erforschten – erkennen zu können. Wenn Historische Anthropologie verschiedene menschliche Elementarerfahrungen historisch

erforscht, so schliesst das auch eine Geschichte des Wissens (Wissen ist eine menschliche Elementarerfahrung), letztlich eine Geschichte der Wissenschaften (und der Historischen Anthropologie selbst) ein, die als Teilsysteme moderner Gesellschaften Wissen professionell produzieren und auch regulieren.

Viele Gründe sprechen also dafür, dass Historische AnthropologInnen nicht nur die Subjektivität und das Bedingungsgeflecht historischer Bevölkerungsgruppen, sondern auch ihre eigene Subjektivität und ihren eigenen gesellschaftlichen Background (wie auch immer) thematisieren. Einige haben das bereits getan. So haben etwa einige französische HistorikerInnen in autobiographischen Notizen oder in Interviews versucht, ihre je eigenen wissenschaftlichen Interessenschwerpunkte mit sehr persönlichen Momenten wie auch gesellschaftlichen Faktoren zusammenzudenken (Chaunu u.a. 1989; Ariès 1990); auch Norbert Elias hat sich dieser Herausforderung gestellt, dabei führt er u.a. die Bedeutung des historischen „Wandel(s) in meinem Denken“, sein „Prozess der Zivilisation“ steht ja dafür, auf die radikalen Umbrüche in Deutschland im Zuge des Ersten Weltkriegs zurück, die er als Jugendlicher hautnah miterlebte (Elias 1990:38). Das Graduiertenkolleg „Historische Anthropologie“ am „Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung“ hat im Sommersemester 1997 etwas Ähnliches versucht. Verschiedene Sozial- und GeisteswissenschaftlerInnen (aus Geschichte, Ethnologie, Volkskunde, Sinologie, Japanologie, Erziehungswissenschaften und Soziologie), die mehr oder weniger für eine historisch-anthropologische Orientierung stehen, wurden zu einer Ringvorlesung eingeladen. Sie wurden gebeten, über die Geschichte des eigenen Fachs bzw. Instituts, aber vor allem auch über ihre persönliche wissenschaftliche Entwicklung im Zusammenhang mit historisch-gesellschaftlichen

Faktoren und eigenen biographischen Momenten zu referieren.

Diese Formen der Selbstreflexion sind kein Selbstzweck, keine exhibitionistische Selbstbeschau. Sie sind, wie gesagt, eine methodische und theoretische Notwendigkeit der Historischen Anthropologie. Und damit geht – und das erscheint mir als etwas sehr Wichtiges – Historische Anthropologie auch über den engen wissenschaftlichen Diskurs hinaus und in eine wissenschaftsübergreifende gesellschaftliche Dimension hinein. Wenn wir darüber nachdenken, warum wir uns so plötzlich – die erste Geschichte der Kindheit erschien erst 1960! – für historische Formen der Geschlechterbeziehungen, der Familie, der Sexualität, des historischen Umgangs mit Geburt und Tod usw. interessieren, dann landen wir schnell bei gesellschaftlichen Wandlungsprozessen in den vergangenen Jahrzehnten. In Schlagwörtern bzw. Fragen: Sind die Parallelen zwischen der Entstehung und Entwicklung der Neuen Frauenbewegung und Ansätze einer neuen Praxis von Weiblichkeit(en) und Männlichkeit(en) in unserer Gesellschaft einerseits sowie dem Boom der Frauen- und Geschlechtergeschichte andererseits nicht offensichtlich? Gibt es vielleicht Zusammenhänge zwischen den zunehmenden Alternativen von Lebens-, Wohn- und Partnerschaften und der wachsenden Anzahl familienhistorischer Untersuchungen? Hat das große wissenschaftliche Interesse für volksreligiöse, „magische“ Glaubensvorstellungen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit nicht auch damit zu tun, dass die christliche Religion in den vergangenen Jahren an gesellschaftlicher Überzeugungskraft verloren hat? Und steht das historisch-anthropologische Interesse an vergangenen Begegnungen mit Fremden und an historischen Konstruktionen der Fremdheit nicht in einem Zusammenhang mit dem zunehmenden Kontakt von EuropäerInnen mit VertreterInnen außereuropäischer oder

zumindest ausländischer Kulturen und Gesellschaften – Kontakte, die durch neue Migrationsbewegungen, wachsenden Tourismus in geographisch ferne Regionen sowie durch eine Globalisierung der Wirtschaft entstanden sind?

Auch wenn sich gesamtgesellschaftliche Veränderungen nicht eins zu eins auf wissenschaftliche Entwicklungen übertragen lassen – eines liegt auf der Hand: Lebensbereiche, die von vielen Menschen als unveränderlich, fast „natürlich“ wahrgenommen und gedacht worden sind, haben sich gerade in den letzten zwei, drei Jahrzehnten rasch gewandelt bzw. deren Wandelbarkeit ist gesellschaftliche Erfahrung geworden. Und gerade ein Bewusstsein des Wandels ruft historisches Interesse hervor – zumindest bei jenen, die ein solches aus Profession besitzen –, ein historisches, wissenschaftliches Interesse für vergangene Formen und den Wandel von Geschlechterbeziehungen, Familie und Verwandtschaft, des Umgangs mit Fremden usw. Und damit befindet sich die Historische Anthropologie, ob deren einzelne VertreterInnen es wollen oder auch nicht, in aktuellen und brisanten gesellschaftlichen bzw. gesellschaftspolitischen Diskussionen.

Im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte haben sich einerseits – keine Frage – für viele Individuen und soziale Gruppen neue Solidarisierungsmöglichkeiten ergeben, für Frauen etwa, auch für Schwule und Lesben; für alle Menschen haben sich neue Handlungsräume eröffnet, beispielsweise hinsichtlich der eigenen religiösen Orientierung oder hinsichtlich der Lebensentwürfe insgesamt. Andererseits – ebenso keine Frage – haben die gesellschaftlichen Veränderungen auch Irritationen und Ängste hervorgerufen; Bilder und Modelle, die man über Familie, „Mann“ und „Frau“, Sexualität usw. noch als Kind vermittelt bekommen hat, sind womöglich

durch das Heute in Frage gestellt – und damit auch eine eigene biographische Sicherheit. Und die Qual der Wahl zwischen verschiedenen Lebensentwürfen ist nicht für jeden ein Gewinn. Die Individuen müssen „heute – offensichtlich mehr als je zuvor – die Balance zwischen objektiven Anforderungen und subjektiven Eigenarten selbst herstellen.“ (Alheit 1993:354) Und das kann schwer sein. Da können „alte Zustände“ (auch wenn es die nie so, wie man sich sie denkt, gegeben hat) herbei-, da kann „das Neue“ – emanzipierte Frauen, „Fremde“ – weggewünscht werden.

Aktuelle Vorurteile, Ängste usw. werden dabei u.a. auch von einer anthropologischen Strömung bedient und gefördert, die ich anfangs kurz vorgestellt habe – die Soziobiologie. Deren Theorie über das Sexualverhalten der Geschlechter etwa lässt sich auch als Reaktion auf die Neue Frauenbewegung bzw. neue Praxisformen von Weiblichkeit und Männlichkeit seit den sechziger Jahren lesen. Hier werden vergangene dominante gesellschaftliche Bilder über „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ (z.B. der sexuell aktive, zur Promiskuität neigende Mann – die mehr sexuell passive, eher monogame Frau) aktualisiert und einmal mehr in die Natur hineingelegt – und damit als universell und ewiggültig dargestellt. Nicht zufällig finden die soziobiologischen Theorien eine große außerwissenschaftliche Öffentlichkeit, nicht nur im bereits erwähnten Funkkolleg, auch in ORF-Dokumentationen („Gene auf Brautschau!“), auch in seriösen Blättern wie „Die Zeit“ und „Der Spiegel“. In Zeiten gesellschaftlicher Veränderungen und Irritationen haben biologische Legitimationen „alter Zustände“ Konjunktur.

Die Historische Anthropologie, die ja durch ihre Forschungen gerade die Wandelbarkeit menschlicher Elementarerfahrungen unterstreicht, sollte weder soziobiologische Vereinfachungen und roll-back-Legitimierungen

unwidersprochen lassen noch die jüngsten gesellschaftlichen Wandlungsprozesse und die damit verbundenen Probleme ignorieren. Erstens müsste die Historische Anthropologie mehr gesellschaftliche Plausibilität als die Soziobiologie und andere biologische Modelle gewinnen. Dazu könnte ein wenig mehr Wissenschaftsjournalismus ebenso beitragen wie die frühzeitige Vermittlung historisch-anthropologischer Ansätze in Schulen; gerade letzteres scheint mir ein sehr sinnvolles Unterfangen, da gerade über historisch-anthropologische Themen und Zugangsweisen Querverbindungen zwischen Geschichte im Allgemeinen und den Familien- oder Lebensgeschichten der SchülerInnen im speziellen hergestellt werden können; Geschichte wird damit spannender, weil in der eigenen Lebenswelt greifbar. Zweitens müsste historisch-anthropologisches Wissen für die Bearbeitung der Probleme von Menschen fruchtbar gemacht werden. Dies ist in wenigen Ansätzen bereits geschehen. So hat Heinz Blaumeiser in einem Aufsatz aufgezeigt (1993), wie sich SeniorInnen in lebensgeschichtlichen Gesprächskreisen konkrete Orientierungshilfen für die Organisation ihrer vorletzten und letzten Lebensphase aneignen können, indem sie historisch-anthropologische Forschungsergebnisse über den historischen Wandel des Alters mit eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen verknüpfen. Ein weiteres Beispiel: Im Juni 1997 hat in Wien ein Workshop zum Thema „Migration“ stattgefunden, an dem u.a. WissenschaftlerInnen, die zu Aspekten des Themas (z.B. zu Familienstrukturen in Südosteuropa) arbeiten, und SozialarbeiterInnen teilgenommen haben. Hier hat ein Wissensaustausch zwischen VertreterInnen verschiedener gesellschaftlicher Bereiche, die ähnliche Interessen haben, stattgefunden. Hier haben die einen (SozialarbeiterInnen) historische Zusammenhänge erfahren können, die vielleicht wichtig sind, um Struk-

turen, Verhaltensweisen usw., mit denen sie in ihrem Berufsalltag konfrontiert sind, besser einordnen zu können; hier haben die anderen (HistorikerInnen) für Problemlagen von AusländerInnen überhaupt erst sensibilisiert werden können und setzen dies vielleicht in ihrer wissenschaftlichen Arbeit um. Der Aufbau von solchen problem- oder themenzentrierten Netzwerken aus Historischen AnthropologInnen und VertreterInnen verschiedener gesellschaftlicher Bereiche erscheint mir als eine zentrale Zukunftsaufgabe einer Historischen Anthropologie, die sich als gesellschaftsbezogen versteht, auch wenn hier hinsichtlich konkreter Vorhaben noch viel Phantasie und vor allem Willen der WissenschaftlerInnen notwendig ist.

Einer reflexiv orientierten Historischen Anthropologie wird hier also das Wort geredet, einer Historischen Anthropologie, deren RepräsentantInnen sich als gesellschaftliche AkteurInnen begreifen. Einem solchen Wissenschaftsverständnis möchte ich nach vier Jahren nicht nur nicht widersprechen, sondern es vielmehr doppelt unterstreichen (vgl. Dressel Rathmayr 1999; Dressel 2001; Dressel/Langreiter 2002b). Zu Ergänzen bzw. modifizieren ist mein damaliges Kapitel aber dennoch.

Einige Ebenen einer reflexiven Wissenschaftspraxis sind bereits angesprochen worden. Jene der Interventionen beispielsweise als das Bemühen, spezifische Elemente historisch-anthropologischen Wissens in anderen gesellschaftlichen Feldern an eigens dafür geschaffenen Orten zu kommunizieren oder als Grundprinzip einer Kommunikationsstruktur zu verwenden. Wenn solche Interventionen allerdings monologische in dem Sinne sind, als WissenschaftlerInnen „den Anderen“ erklären (dozieren), warum was und wer wie ist oder war, wäre das eine geradezu klassische Falle wissenschaftlicher „Aufklärungs“arbeit. Die Gefahr, in diese Falle zu rennen, von den Zuhörer-

Innen nicht verstanden zu werden und sich danach selbst unverstanden zu fühlen, ist angesichts des Bildes, das WissenschaftlerInnen oft über sich selbst als die professionellen WissensproduzentInnen haben, groß. Gerade jene, die aufgrund ihrer mehr oder weniger gegenwartsnahen Problemstellungen Feldforschungserfahrungen gesammelt haben, wissen, dass Erkenntnis (welche auch immer) einen Dialog zur Voraussetzung hat.

Ebenso bereits vor vier Jahren angesprochen habe ich die methodisch und methodologisch notwendige Reflexion der (sozialen, kulturellen usw.) Beziehungen zwischen Forschenden und Beforschten im entsprechenden Untersuchungsfeld. Auch hier haben besonders FeldforscherInnen – und da gerade solche anthropologischer und volkskundlicher Provenienz (vgl. z.B. Lindner 1981; Jeggle 1984; Nadig 1986; Warneken/Wittel 1997) –, die in unmittelbarer Interaktion und eben in Dialog mit ihren Beforschten stehen, auch jene HistorikerInnen inspiriert, die mit Forschungsfeldern zu tun haben, deren AkteurInnen schon längst nicht mehr leben. Freilich sind solche Beziehungen nicht allein in der Kategorie der Differenz zu reflektieren sondern wiederum in dem komplexen Spannungsfeld von „Eigenem“ und „Fremden“ bzw. von „Nähe“ und „Distanz“. Zu einem Dorf, in dem ich „das 18. Jahrhundert“ beforsche, kann ich aufgrund der eigenen Herkunft oder eines jahrelangen Forschungsprozesses eine emotionelle und anders definierte Nähe (entwickelt) haben und zugleich sind mir die Handlungslogiken der verschiedenen historischen AkteurInnen fremd – reflexionsbedürftig, weil interpretationsstrukturierend, ist beides.

Sodann habe ich von der Notwendigkeit einer „Geschichte der Wissenschaften (und der Historischen Anthropologie selbst)“ gesprochen. Dies scheint mir dringender denn je zu sein: eine Geschichte und eine

Ethnographie bzw. Anthropologie jenes wissenschaftlichen Feldes, dessen Teil man selbst ist. Einige ambitionierte Arbeiten, etwa eine Cultural Study der Cultural Studies oder eine Biographieforschung der Frauengeschichte (vgl. Lindner 2000, 2001; Ingrisch/Lichtenberger-Fenz 1999), liegen bereits vor. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie nicht, wie noch ich noch in meinem „alten“ Beitrag, Wissenschaftspraxis auf eine kognitive Ebene reduzieren. Es geht also nicht allein darum, lediglich spezifische wissenschaftliche Inhalte, Zugangsweisen, Methoden usw. als gesellschaftlich strukturiert zu reflektieren und – in letzter Konsequenz – zu erforschen, sondern darüber hinaus stets „institutionelle“ Ebenen von Wissenschaftspraxis als mindestens ebenso relevante mit zu analysieren (vgl. Bourdieu 1988): Wie in jedem anderen sozialen und kulturellen Feld sind ebenso in wissenschaftlichen Feldern Hierarchien, Regeln, soziale Beziehungen und Konkurrenzen sowie Strategien der AkteurInnen von strukturierenden Bedeutung – u.a. auch für das, was uns dann als wissenschaftliches Wissen in Form von Büchern und Aufsätzen vorliegt (auch dieser hier). Man könnte danach fragen, welche Entscheidungen von wem gefällt werden, welche offiziellen und inoffiziellen Selektions-, Bewertungskriterien dominieren, welche Verhaltensweisen belohnt werden und welche nicht, welche Möglichkeiten es dabei für Männer und Frauen, WissenschaftlerInnen

verschiedener sozialer, ethnischer und disziplinärer Herkunft und WissenschaftlerInnen verschiedener Generation gibt und wie und in welchen formellen und informellen Machtkonstellationen diese Gruppen miteinander kommunizieren. Und vieles mehr. Eine Quellengattung eines solchen reflexiven Forschungsunterfangens könnten etwa die von mir bereits vor vier Jahren erwähnten autobiographischen Selbstzeugnisse sein. Die öffentliche Erinnerungspraxis von HistorikerInnen und anderen Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen, die selbst wiederum interpretationswürdig ist, ist in der Zwischenzeit zu einem weit verbreiteten Phänomen geworden (vgl. z.B. Lehmann/Oexle 1997; Hohls/Jaraus 2000) und damit aber auch interpretationswürdig (vgl. Dressel/Langreiter 2002b).

Wozu das Ganze? Da wissenschaftlichen Inhalte gerade dann mehr Gewicht gewinnen, wenn auch „big names“ diese vertreten, zitiere ich abschließend Pierre Bourdieu, der seit Jahren nicht müde wird, eine „Reflexive Anthropologie“ (Bourdieu/Wacquant 1996) bzw. „Soziologie der Soziologie“ zumindest zu einer Grundhaltung zu machen – denn: „In der Tat bin ich der Ansicht, dass im Fall der Soziologie die Soziologie der Soziologie eine fundamentale Dimension des Erkenntnisprozesses ist. (...) (Man muss) versuchen, mittels Soziologie die sozialen Determinationen zu erkennen, denen der Soziologe

unterliegt, und sie auf diese Weise in den Griff zu bekommen. Somit ist die Soziologie dieser Wissenschaft, die Soziologie der Soziologie, nicht ein Spezialfach unter anderen: sie ist die Vorbedingung jeder soziologischen Praxis, insofern als sie die Instrumente liefert, um die sozialen Zwänge zu erkennen, die – in Form äußerer Drucks oder, schlimmer, als verinnerlichter Zwang – jeweils wirksam sein mögen.“ (Bourdieu 1993:13f) Das oder ähnliches ließe sich auch für die Historische Anthropologie oder eine Neue Kulturgeschichte oder für die Geschichtswissenschaften insgesamt schreiben.

LITERATUR

- G. ALGAZI, *Kulturkult und die Rekonstruktion von Handlungsrepertoires*. in: *L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 2000, Jg. 11, Heft 1, 105–119.
- P. ALHEIT, *Transitorische Bildungsprozesse. Das „biographische Paradigma“ in der Weiterbildung*, in: W. Mader (Hg.): *Weiterbildung und Gesellschaft. Theoretische Modelle und politische Perspektiven*, 2. erw. Aufl. Bremen 1993, 343–416.
- P. ARIÈS, *Geschichte der Kindheit*. München 1975 (frz. Erstausgabe: 1960).
- P. ARIÈS, *Geschichte des Todes*. München 1980.
- P. ARIÈS, *Ein Sonntagshistoriker. Philippe Ariès über sich*. Frankfurt a. M. 1990.
- P. ARIÈS u.a., *Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland*. Frankfurt a. M. 1986.
- P. ARIÈS/G. DUBY (Hg.), *Geschichte des privaten Lebens*. 5 Bd. Frankfurt a. M. 1989–95.
- L. AUSLANDER, *Erfahrung, Reflexion, Geschichtsarbeit. Oder: Was es heißen könnte, gebrauchsfähige Geschichte zu schreiben*, in: *Historische Anthropologie* 1995, Jg. 3, 222–241.
- R. BECK, *Unterfinning. Ländliche Welt vor Anbruch der Moderne*. München 1991.
- I. BENKEN u.a., *Stadtgeschichte als Kindheitsgeschichte. Lebensräume von Großstadtkindern in Deutschland und Holland um 1900*. Opladen 1989.
- E. BERG/M. FUCHS (Hg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt a. M. 1993.
- Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*. Münster 1994.
- U. BITTERLI, *Alte Welt – Neue Welt. Formen des europäisch-überseeischen Kulturkontaktes vom 15. bis zum 18. Jahrhundert*. München 1986.
- H. BLAUMEISER u.a., *Ottakringer Lesebuch. Was hab' ich denn schon zu erzählen... Lebensgeschichten*. Wien-Köln-Graz 1988.
- H. BLAUMEISER, *Wenn Geschichte alt macht. Historische Dynamik und „Altern zweiter Art“*, in: *Historische Anthropologie* 1993, Jg. 1, 25–41.
- M. BLOCH, *Les rois thaumaturges*. Paris 1961 (Erstausgabe: 1924)
- G. BOCK, *Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 1988, Jg. 14, 364–391.
- H. BÖHME/P. MATUSSEK/L. MÜLLER, *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Reinbek bei Hamburg 2000.
- P. BORSCHIED, *Geschichte des Alters. 16.–18. Jahrhundert*. München 1987.
- A. BORST, *Lebensformen im Mittelalter*, 14. Aufl. Frankfurt a. M.–Berlin 1995 (Erstausgabe: 1973).
- G. BÖHME, *Historische Anthropologie*, in: Ders.: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Darmstädter Vorlesungen*, 1985, 251–265.
- P. BOURDIEU, *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1979.
- P. BOURDIEU, *Homo academicus*. Frankfurt a. M. 1988.
- P. BOURDIEU, *Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen*. Frankfurt a. M. 1993.
- P. BOURDIEU/J. D. WACQUANT, *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a. M. 1996.
- F. BRAUDEL, *Geohistoire und geographischer Determinismus (Erstausgabe: 1949)*, in: M. Middell/S. Sammler (Hg.): *Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der ANNALES in ihren Texten*. Leipzig 1994, 233–246.
- P. BURKE, *Historiker, Anthropologen und Symbole*, in: R. Habermas/N. Minkmar (Hg.): *Das Schwein des Häuptlings. Beiträge zur Historischen Anthropologie*. Berlin 1992, 21–41.
- C. BYNUM, *Warum das ganze Theater mit dem Körper? Die Sicht einer Mediävistin*, in: *Historische Anthropologie* 1996, Jg. 4, 1–33.
- P. CHAUNU/G. DUBY/J. LE GOFF/M. PERROT, *Leben mit der Geschichte. Vier Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a. M. 1989.
- R. CHARTIER, *Die Welt als Repräsentation*, in: M. Middell/S. Sammler (Hg.): *Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der ANNALES in ihren Texten*. Leipzig 1994, 320–347.
- J. CLIFFORD/G. E. MARCUS (Ed.), *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley 1986.
- C. CONRAD/H. J. von KONRADOWITZ (Hg.), *Zur Kulturgeschichte des Alters*. Berlin 1993.
- A. CORBIN, *Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs*. Berlin 1984.
- A. CORBIN, *Zur Geschichte und Anthropologie der Sinneswahrnehmungen*, in: Ders.: *Wunde Sinne. Über die Begierde, den Schrecken und die Ordnung der Zeit im 19. Jahrhundert*. Stuttgart 1993.
- A. CORBIN, *Die Sprache der Glocken. Ländliche Gefühlskultur und symbolische Ordnung im Frankreich des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 1995.
- A. W. CROSBY, *Die Früchte des weißen Mannes. Ökologischer Imperialismus 900–1900*. Frankfurt a. M./New York 1991.
- U. DANIEL, *„Kultur“ und „Gesellschaft“. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 1993, Jg. 19, 69–99.
- U. DANIEL, *Kompendium Kulturgeschichte: Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*. Frankfurt a. M. 2001.
- R. DARTON, *Katzenmassaker. Streifzüge durch die französische Kultur vor der Revolution*. München 1989.

- J. DELUMEAUX, Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts, 2 Bd. Reinbek bei Hamburg.
- Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen (DIFF) (Hg.) (1992/93), Funkkolleg. Der Mensch – Anthropologie heute. 30 Studieneinheiten. Tübingen.
- P. DINZELBACHER (Hg.), Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen. Stuttgart 1993.
- dtv-Brockhaus-Lexikon, Bd. 1. München 1988.
- G. DRESSEL, Historische Anthropologie. Eine Einführung. Wien-Köln-Weimar 1996.
- G. DRESSEL, Wissenschaftspraxis – Biographien – Generationen. Ein paar Facetten einer Reflexiven Historischen Anthropologie. Erscheint in: D. Štefanová/V. Bůžek (Hg.), Menschen-Handlungen-Strukturen. Historisch-anthropologische Zugangsweisen in den Geschichtswissenschaften. České Budejovice 2001, 27-69.
- G. DRESSEL/N. LANGREITER (2002a), Aus der Wehrmacht an die Uni – aus der Uni in die Ehe, in: A. Griesebner/C. Lutter (Hg.): Die Macht der Kategorien (= Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit). Wien 2002, 73-88.
- G. DRESSEL/N. LANGREITER (2002b), Ist der Rand das Zentrum? „KulturwissenschaftlerInnen“ positionieren sich. Erscheint in: Historische Anthropologie 2002, Jg. 10, Heft 1.
- G. DRESSEL/K. NOVY, 5 x Wien. Lebensgeschichten 1918–1945. Wien 1995.
- G. DRESSEL/B. RATHMAYR (Hg.), Mensch – Gesellschaft – Wissenschaft. Versuche einer Reflexiven Historischen Anthropologie, Innsbruck 1999.
- G. DUBY/M. PERROT (Hg.), Geschichte der Frauen. 5 Bd. Frankfurt a. M. 1993–95.
- B. DUDEN, Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730. Stuttgart 1987.
- R. van DÜLMEN, Kultur der einfachen Leute. Bayerisches Volksleben vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. München 1983.
- R. van DÜLMEN (Hg.), Hexenwelten. Magie und Imaginationen vom 16.–20. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1987.
- R. van DÜLMEN, Historische Anthropologie in der deutschen Sozialgeschichtsschreibung, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 1991, Jg. 11, 403-429.
- R. van DÜLMEN, Historische Kulturforschung zur Frühen Neuzeit. Entwicklungen – Probleme – Aufgaben, in: Geschichte und Gesellschaft 1995, Jg. 21, 403-429.
- R. van DÜLMEN (Hg.), Körper-Geschichten. Studien zur Historischen Kulturforschung V. Frankfurt a. M. 1996.
- R. van DÜLMEN, Historische Anthropologie. Entwicklung – Probleme – Aufgaben, 2. durchges. Aufl. Köln u. a. 2001.
- R. van DÜLMEN/N. SCHINDLER (Hg.), Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags (16.–20. Jahrhundert). Frankfurt a. M. 1984.
- F. X. EDER, Die Historisierung des sexuellen Subjekts. Sexualitätsgeschichte zwischen Essentialismus und sozialem Konstruktivismus, in: ÖZG. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 1994, Jg. 5, 331-327.
- H. C. EHALT u.a. (Hg.), Geschichtswerkstatt, Stadtteilarbeit, Aktionsforschung. Perspektiven emanzipatorischer Bildungs- und Kulturarbeit. Wien 1984.
- J. EHMER, Sozialgeschichte des Alters, Frankfurt a. M. 1990.
- N. ELIAS, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische Prozesse und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bd., Frankfurt a. M. 1976 (Erstausgabe: 1937)
- N. ELIAS, Über sich selbst. Biographisches Interview mit Norbert Elias. Frankfurt a. M. 1990.
- L. FEBVRE, Der neugierige Blick. Leben in der französischen Renaissance. Berlin 1989.
- M. FOUCAULT, Sexualität und Wahrheit. 2 Bd. Frankfurt a. M. 1983.
- V. FUMAGALLI, Mensch und Umwelt im Mittelalter. Berlin 1992.
- E. GARIN (Hg.), Der Mensch in der Renaissance. Frankfurt a. M. 1996.
- G. GEBAUER u.a., Historische Anthropologie. Zum Problem der Humanwissenschaften heute oder Versuche einer Neubegründung. Reinbek bei Hamburg 1989.
- C. GEERTZ, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M. 1983.
- C. GEERTZ, Kulturbegriff und Menschenbild, in: R. Habermas/N. Minkmar (Hg.): Das Schwein des Häuptlings. Beiträge zur Historischen Anthropologie. Berlin 1992, S. 56-82.
- J. GELIS, Die Geburt. Volksglaube, Rituale und Praktiken von 1500–1900. München 1989.
- A. GIDDENS, Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt a. M. 1988.
- W. GIESELMANN, Protest als Gegenstand sozialgeschichtlicher Forschung, in: W. Schieder/V. Sellin (Hg.): Sozialgeschichte in Deutschland, Bd. III: Soziales Verhalten und soziale Aktionsformen in der Geschichte. Göttingen 1987, S. 50-77.
- C. GINZBURG, Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600. Frankfurt a. M. 1983.
- C. GINZBURG, Hexensabbat. Entzifferung einer nächtlichen Geschichte. Berlin 1990.
- C. GINZBURG, Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. Berlin 1995.
- V. GOTTOWIK, Konstruktionen des Anderen. Clifford Geertz und die Krise der ethnologischen Repräsentation. Berlin 1997.

- S. GREENBLATT, *Wundersame Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker*. Berlin 1994.
- A. GRIESSINGER, *Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert*. Frankfurt a. M.-Berlin-Wien 1981.
- D. GROH, *Anthropologische Dimensionen der Geschichte*. Frankfurt a. M. 1991.
- A. GURJEWITSCH, *Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen*. München 1986.
- J. HABERMAS, *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bd. Frankfurt a. M. 1981.
- R. HABERMAS, *Geschlechtergeschichte und „anthropology of gender“*. Geschichte einer Begegnung, in: *Historische Anthropologie* 1993, Jg. 1, 485-509.
- R. HABERMAS/N. MINKMAR (Hg.), *Das Schwein des Häuptlings. Beiträge zur Historischen Anthropologie*. Berlin 1992.
- G. HAEFFNER, *Philosophische Anthropologie. Grundkurs Philosophie 1, 2. durchges. Aufl.* Stuttgart 1981.
- C. HÄMMERLE, *Kindheit im Ersten Weltkrieg*. Wien-Köln-Weimar 1993.
- M. HARBSMEIER, *Schauspiel Europa. Die außereuropäische Entdeckung Europas im 19. Jahrhundert am Beispiel afrikanischer Texte*, in: *Historische Anthropologie* 1994, Jg. 2, 331-350.
- T. K. HAREVEN, *The History of the Family and the Complexity of Social Change*, in: *American Historical Review* 1991, Jg. 96; 95-124.
- M. HARRIS, *Kulturanthropologie. Ein Lehrbuch*. Frankfurt a. M.-New York 1989.
- W. HARDTWIG/H. U. WEHLER (Hg.), *Kulturgeschichte heute*. Göttingen 1996.
- K. HAUSEN, *Historische Anthropologie – ein historiographisches Programm?* In: *Historische Anthropologie* 1997, Jg. 5, 454-462.
- K. HAUSEN/H. WUNDER (Hg.), *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*. Frankfurt a. M. 1992.
- H. HEER/V. ULLRICH (Hg.), *Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung*. Reinbek bei Hamburg 1985.
- R. HOHLS/K.H. JARAUSCH (Hg.), *Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus*. Stuttgart 2000.
- J. HUIZINGA, *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden*. Stuttgart 1987 (Erstausgabe dieser Auflage: 1941).
- D. INGRISCH/B. LICHTENBERGER-FENZ, *Hinter den Fassaden des Wissens. Frauen, Feminismus und Wissenschaft – eine aktuelle Debatte*. Wien 1999.
- U. JEGGLE (Hg.), *Feldforschung*. Tübingen 1984.
- U. JEGGLE u.a. (Hg.), *Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung*. Reinbek bei Hamburg 1986.
- W. KASCHUBA, *Einführung in die Europäische Ethnologie*. München 1999.
- K. KASER, *Familie und Verwandtschaft auf dem Balkan. Analyse einer untergehenden Kultur*. Wien/Köln/Weimar 1995.
- U. KATTMANN, *Biologische Unterwanderung? Genetik als Rechtfertigung völkischer Ideologie*, in: H. Seidler/A. Soritsch (Hg.): *Rassen und Minderheiten*. Wien 1983, 21-34.
- J. KOCKA, *Paradigmawechsel? Die Perspektive der „Historischen Sozialwissenschaft“*, in: B. Mütter/S. Quandt (Hg.): *Historie, Didaktik, Kommunikation. Wissenschaftsgeschichte und aktuelle Herausforderungen*. München 1988, 65-80.
- O. KÖHLER, *Versuch einer „Historischen Anthropologie“*, in: *Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte* 1974, Bd. 25, 129-250.
- P. KRIEDTKE, *Eine Stadt am seidenen Faden. Haushalt, Hausindustrie und soziale Bewegung in Krefeld in der Mitte des 19. Jahrhunderts*. Göttingen 1991.
- E. LABOUIE, *Zauberei und Hexenwerk in der frühen Neuzeit*. Frankfurt a. M. 1993.
- E. LABOUIE, *Wissenschaftliche Theorien – rituelle Praxis. Annäherungen an die populäre Magie der Frühen Neuzeit im Kontext der „Magie- und Aberglaubensforschung“*, in: *Historische Anthropologie* 1994, Jg. 2, 287-307.
- E. LANDSTEINER, *Bäuerliche Meteorologie. Zur Naturwahrnehmung bäuerlicher Weinproduzenten im niederösterreichisch-mährischen Grenzraum an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, in: *Historische Anthropologie* 1993, Jg. 1, 43-62.
- N. LANGREITER/M. LANZINER (Hg.), *Wandel: Kontinuität. Kulturwissenschaftliche Versuche über ein schwieriges Verhältnis*. Wien 2002.
- J. LE GOFF, *Die Geburt des Fegefeuers. Vom Wandel des Weltbilds im Mittelalter*. Stuttgart 1984.
- J. LE GOFF, *Einführung. Der Mensch des Mittelalters*, in: Ders. (Hg.): *Der Mensch des Mittelalters*, 2. korr. Aufl. Frankfurt a. M.-New York-Paris 1990.
- J. LE GOFF, *Neue Geschichtswissenschaft*, in: Ders. u.a.: *Die Rückeroberung des historischen Denkens. Grundlagen der Neuen Geschichtswissenschaft*. Frankfurt a. M. 1994, 11-61.
- H. LEHMANN/O.G. OEXLE (Hg.), *Erinnerungsstücke. Wege in die Vergangenheit*. Wien u. a. 1997.
- D. LENZEN, *Melancholie, Fiktion und Historizität*, in: G. Gebauer u.a.: *Historische Anthropologie. Zum Problem der Humanwissenschaften heute oder Versuche einer Neubegründung*. Reinbek bei Hamburg 1989, 13-48.
- W. LEPENIES, *Probleme einer Historischen Anthropologie*, in: R. Rürup (Hg.): *Historische Sozialwissenschaft*, Göttingen 1977, 126-159.
- E. LE ROY LADURIE, *Montaillou: Ein Dorf vor dem Inquisitor*. Frankfurt a. M.-Berlin-Wien 1980.
- R. C. LEWONTIN u.a., *Die Gene sind es nicht... Biologie, Ideologie und menschliche Natur*. München-Weinheim 1988.
- R. LINDNER, *Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß*, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 1981, Jg. 77, 51-66.

- R. LINDNER, Kulturelle Randseiter. Vom Fremdsein und Fremdwerden, In: Kultur anthropologisch. Festschrift für Ina-Maria Greverus. Frankfurt a. M. 1989, 15-28.
- R. LINDNER, Die Stunde der Cultural Studies. Wien 2000.
- R. LINDNER, „Lived Experience“. Über die kulturelle Wende in den Kulturwissenschaften, in: L. Musner/G. Wunberg/C. Lutter (Hg.), Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften. Wien 2001, 11-19.
- A. LÜDTKE (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen. Frankfurt a. M.-New York 1989.
- A. LÜDTKE (Hg.), Herrschaft als soziale Praxis. Sozialanthropologische und historische Studien. Göttingen 1991.
- B. MALINOWSKI, Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in der Inselwelt von Malenesien/Neuguinea. Frankfurt a. M. 1979 (brit. Erstausgabe: 1922).
- J. MARTIN, Zur Anthropologie von Heiratsregeln und Besitzübertragung. 10 Jahre nach den Goody-Thesen, in: Historische Anthropologie 1993, Jg. 1, 149-162.
- J. MARTIN, Der Wandel des Beständigen. Überlegungen zu einer historischen Anthropologie, in: Freiburger Universitätsblätter, 1994, Heft 126, 35-46.
- J. MARTIN/A. NITSCHKE (Hg.), Zur Sozialgeschichte der Kindheit. Freiburg-München 1986.
- J. MARTIN/R. ZOEPFEL (Hg.), Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann, 2 Bd. Freiburg-München 1989.
- L. de MAUSE, Hört ihr die Kinder weinen? Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit, 7. Aufl. Frankfurt a. M. 1992.
- M. MEAD, Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften, München 1970 (amerikan. Erstausgabe: 1928).
- H. MEDICK, „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 1984, Jg. 10, 295-319.
- H. MEDICK, Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte. Göttingen 1996.
- H. MEDICK, Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie, in: Historische Anthropologie 2001, Jg. 9, 78-92.
- H. MEDICK/D. SABEAN (Hg.), Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung. Göttingen 1984.
- S. MINTZ, Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers. Frankfurt a. M.-New York 1987.
- M. MITTERAUER, Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt a. M. 1986.
- M. MITTERAUER, Historisch-anthropologische Familienforschung. Fragestellungen und Zugangsweisen. Wien-Köln 1990.
- M. MITTERAUER, Historische Anthropologie. Ein Paradigmenwechsel, in: O. Luthar u.a.: Pot na grmado. Historicni seminar 4, Ljubljana 1994, 57-70.
- M. MITTERAUER, Von der Historischen Sozialwissenschaft zur Historischen Anthropologie?, in: Historical Social Research/Historische Sozialforschung 2000, Jg. 25, H. 2, S. 139-148.
- M. MITTERAUER/P. P. KLOSS, Damit es nicht verlorengeht ..., zur Zeit: 50 Bände. Wien-Köln-Weimar 1983ff.
- M. MITTERAUER/R. SIEDER, Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. München 1977.
- E. W. MÜLLER (Hg.), Geschlechtsreife und Legitimation zur Zeugung. Freiburg-München 1985.
- B. MÜLLER-HILL, Tödliche Wissenschaft. Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken 1933–1945. Reinbek bei Hamburg 1984.
- M. NADIG, Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Frankfurt a. M. 1986.
- H. NAGL-DOCEKAL, Feministische Geschichtswissenschaft – ein unverzichtbares Projekt, in: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 1990, Jg. 1, 7-18.
- L. NIETHAMMER, Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, in: K. Bergmann/R. Schörken (Hg.): Geschichte im Alltag – Alltag in der Geschichte. Düsseldorf 1982, 11-29.
- L. NIETHAMMER (Hg.), „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute einsetzen soll“. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Berlin-Bonn 1983.
- L. NIETHAMMER (Hg.), „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist“. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Berlin-Bonn 1983.
- T. NIPPERDEY, Kulturgeschichte, Sozialgeschichte, Historische Anthropologie, in: Vierteljahreshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1968, Jg. 65, 145-255.
- T. NIPPERDEY, Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft, in: Ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur Neueren Geschichte. Göttingen 1973, 33-57.
- K. POPOVA, Die Einweihung der Kirche Sveti Dimitar und die Schlacht von Port Arthur. Zeit- und Raumbewußtsein in den Randglossen der Evangeliare von Tesovo 1849–1927, in: Historische Anthropologie 1995, Jg. 3, 72-99.
- R. PORTER, History of the Body, in: P. Brooke (Hg.): New Perspectives on Historical Writing. Oxford 1991, 206-232.
- P. PROBST, Der dekorierte Körper. Dimension der Tätowierung in Ozeanien. Berlin 1992.
- B. RATHMAYR, Historische Anthropologie, in: H. Hierdeis/R. Hug (Hg.): Taschenbuch der Pädagogik. Hohengehren 1996.
- D. SABEAN, Property, Production and Family in Neckarhausen 1700 to 1870. Cambridge 1990.

- M. SAHLINS, *Der Tod des Kapitän Cook. Geschichte als Metapher und Mythos als Wirklichkeit in der Frühgeschichte des Königreiches Hawaii*. Berlin 1986.
- E. SAURER, *Frauengeschichte in Österreich. Eine fast kritische Bestandsaufnahme*, in: *L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 1993, Jg. 4, 37-63.
- W. SCHIEFENHÖFEL u.a. (Hg.), *Der Mensch in seiner Welt*. 1994, 3 Bd. Stuttgart.
- R. P. SIEFERLE, *Die Grenzen der Umweltgeschichte*, in: *GAIA* 1993, Jg. 2, Heft 1, 8-21.
- W. SCHIEVELBUSCH, *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*. Frankfurt a. M.-Berlin 1979.
- W. SCHIEVELBUSCH, *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel*. München-Wien 1980.
- W. SCHIFFAUER, *Die Angst vor der Differenz. Zu neuen Strömungen in der Kulturanthropologie*, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 1996, Jg. 92, 20-31.
- J. SCHLUMBOHM, *Die Bauern und Eigentumslosen des Osnabrücker Kirchspiels Belm in protoindustrieller Zeit. 1650–1860*. Göttingen 1994.
- J. C. SCHMITT, *Der heilige Windhund. Die Geschichte eines unheiligen Kults*. Stuttgart 1982.
- R. SIEDER, *Gassenkinder*, in: *Aufrisse* 1984, Jg. 5, Heft 4, 8-21.
- R. SIEDER, *Sozialgeschichte der Familie*. Frankfurt a. M. 1987.
- R. SIEDER, *Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?* In: *Geschichte und Gesellschaft* 1994, Jg. 20, 445-468.
- E. SHORTER: *Die Geburt der modernen Familie*. Reinbek bei Hamburg 1977.
- T. SOKOLL, *Kulturanthropologie und Historische Sozialwissenschaft*, in: T. Mergel – T. Welskopp (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*. München 1997, 233-272.
- H. STENGER, *Soziale und kulturelle Fremdheit. Zur Differenzierung von Fremdheitserfahrungen am Beispiel ostdeutscher Wissenschaftler*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 1998, Jg. 27, 18-38.
- H. von STIETENCRON (Hg.), *Töten im Krieg*. Freiburg-München 1994.
- H. SÜSSMUTH (Hg.), *Historische Anthropologie. Der Mensch in der Geschichte*. Göttingen 1984.
- J. TANNER, *Körpererfahrung, Schmerz und die Konstruktion des Kulturellen*, in: *Historische Anthropologie* 1994, Jg. 2, 489-502.
- E. P. THOMPSON, *Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse*. Frankfurt a. M. 1987 (brit. Erstausgabe: 1963).
- M. TODOROVA, *Die Erfindung des Balkan. Europas bequemes Vorurteil*. Darmstadt 1999.
- C. TÖNGI, *Im Zeichen der Geburt. Der Ort des weiblichen Körpers in Gefährdungsvorstellungen am Beispiel eines Urner Bergdorfes*, in: *Historische Anthropologie* 1993, Jg. 1, 253-272.
- J. van USSEL, *Sexualunterdrückung. Geschichte der Sexualfeindlichkeit*. Gießen 1977.
- J. P. VERNAUT (Hg.), *Der Mensch der griechischen Antike*. Frankfurt a. M. 1996.
- P. P. VIAZZO, *Introduzione all'antropologia storica*. Roma-Bari 2000.
- C. VOGEL/V. SOMMER, *Drum prüfe, wer sich ewig bindet... Mann und Frau*, in: *Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen (DIFF) (Hg.), Funkkolleg. Der Mensch – Anthropologie heute. Studieneinheit 8*. Tübingen 1992.
- J. VOGEL, *Historische Anthropologie*, in: C. CORNELISSEN (Hg.), *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*. Frankfurt a. M. 2000, 295-306.
- M. VOVELLE (Hg.), *Der Mensch der Aufklärung*. Frankfurt a. M. 1996.
- B. J. WARNEKEN/A. WITTEL, *Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung*, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 1997, Jg. 93, 1-16.
- H. U. WEHLER, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. 3 Bd. München 1987–1995.
- P. WEINGART/J. KROLL/K. BAYERTZ, *Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland*. Frankfurt a. M. 1988.
- R. WIRT, *„Widersetzlichkeiten, Excesse, Crawalle, Tumulte und Skandale“. Soziale Bewegung und gewalthafter sozialer Protest in Baden 1816–1848*. Frankfurt a. M.-Berlin-Wien 1981.
- E. WOLF, *Völker ohne Geschichte. Europa und die andere Welt seit 1400*. Frankfurt a. M.-New York 1981.
- C. WULF (Hg.), *Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie*, Weinheim-Basel 1997.

Mikrogeschichte

In den 1980er- und Anfang der 1990er-Jahre erschien bei Einaudi, einem der großen italienischen Verlagshäuser, eine eigene Publikationsreihe unter dem Titel „Microstorie“. Dies kann als ein deutlich sichtbares Zeichen der Präsenz und Produktivität der Mikrogeschichte gewertet werden. Einige Übersetzungen wurden darin veröffentlicht – von Natalie Zemon Davis, Edward P. Thompson und Jean-Claude Schmitt –, in der Hauptsache aber italienische „Eigenproduktionen“. Und von Italien gingen auch die theoretische Grundlegung und die methodische Konzeption der Mikrogeschichte im engeren Sinn als ein neuer geschichtswissenschaftlicher Ansatz aus. Unter den in der genannten Reihe vertretenen italienischen Autorinnen und Autoren stellen Carlo Ginzburg und Giovanni Levi sicher die international am meisten wahrgenommenen Vertreter dar. Untersuchungen beziehungsweise theoretische Texte von ihnen wurden unter anderem auch ins Deutsche übersetzt. Das hat nicht unwesentlich zu ihrem Bekanntheitsgrad außerhalb Italiens beigetragen und sie vielfach als Protagonisten dieses neuen geschichtswissenschaftlichen Zuganges erscheinen lassen. Tatsächlich repräsentieren sie die sprichwörtliche Spitze des Eisberges. Ihre Prominenz stellt viele andere Mikrohistorikerinnen und Mikrohistoriker in den Schatten, die nicht weniger wichtig für die Ausbildung dieses Forschungsansatzes waren, nicht weniger interessante Themen bearbeitet und Studien verfasst haben.

Als Beispiele seien genannt: Raul Merzario untersucht in „Il paese

stretto“ – „Das enge Dorf“ (Torino 1981) – Verwandtschaftsheiraten und damit verbundene soziale Netze; Franco Ramella setzt sich in „Terra e telai“ – „Boden und Weber“ (Torino 1983) mit sozialen Auswirkungen des Übergangs von der handwerklichen zur industriellen Textilproduktion auseinander und stellt sie in einen Zusammenhang mit Bodenbesitz und Kredit; Patrizia Guarnieri rollt in „L'ammazzabambini“ (Torino 1988) einen Kindsmordprozess auf; Sara Cabibbo und Marilena Modica zeichnen in „La santa dei Tomasi“ (Torino 1989) den Lebensweg der Nonne Maria Crocifissa (1645–1799) nach.

Das italienische Forschungsfeld der Mikrogeschichte war und ist um vieles breiter als es ein erster Blick von außen vermuten möchte, die Rezeption letztlich immer auch eine Frage der Hegemonie von bestimmten Sprachen gegenüber anderen (Arru 2000:139).

Mikrogeschichte und Sozialgeschichte

Eine jüngere Bestandsaufnahme attestiert der italienischen Mikrogeschichte, dass sie im Vergleich zu den 80er-Jahren den Übergang von einer „Mode“ zu einer „voll rechtsfähigen“ historiographischen Richtung geschafft hat, die Lebendigkeit ebenso auszeichnet wie ein großes analytisches Potenzial (Viazzo 2000: 163f). Die Anfänge der mikrohistorischen Ausrichtung lassen sich in die 70er-Jahre zurück verfolgen. Ihren Ausgang nahmen sie einerseits von sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen und Forschungsfeldern, andererseits

entstanden sie im Konnex mit der so genannten anthropologischen Wende, die neue Impulse und Fragestellungen in die Geschichtswissenschaft einbrachte. Einzelne Bände der „Quaderni Storici“, der bis heute wichtigsten sozialhistorischen Zeitschrift des Landes, dokumentieren diesen Prozess der Verknüpfung dieser unterschiedlichen Wurzeln untereinander und mit mikrohistorischen Zugangsweisen. Wichtige Mikrohistoriker haben in dieser Zeit Themenhefte herausgegeben und eingeleitet. Das Editorial von Edoardo Grendi, einem der renommiertesten Sozial- und Wirtschaftshistoriker, aus dem Jahr 1972 zum Schwerpunktthema „Famiglie e comunità“ bezeichnet Angiolina Arru als „Manifest für eine anthropologische Geschichte“ (Arru 1995:172). Fünf Jahre später schaltet er sich in einem Forumsbeitrag der Quaderni Storici in eine laufende Diskussion über die aktuelle (Sozial-)Geschichte ein und plädiert darin für die *micro-analisi*, die Mikroanalyse als Methode (Grendi 1977). Der Versuch, sozial- und kulturalanthropologische Zugangsweisen und Themenschwerpunkte in die Geschichtswissenschaft zu integrieren, führte hier also zu Konzepten mikrogeschichtlichen Forschens.

Allgemein gesprochen ist die Entstehung der Mikrogeschichte auch als Reaktion auf das allzu lineare und teleologische Forschungsparadigma der 70er-Jahre zu sehen. Sie trat in der Folge gegen funktionalistische Modelle und Erklärungsansätze, gegen vorschnelle und zu breit angelegte Kategorisierungen – zum Beispiel sozialer Schichten wie *der* Unterschicht, *dem* Bürgertum, oder *der* Familie, *dem* Staat – und gegen kohärente Bilder von Gesellschaften an. Sie forderte zu genauem Hinsehen auf, den Blick auf innere Differenzierungen und Konfliktpotenziale, auf Vielfalt und Brüche zu lenken und sich gerade mit solchen (Quellen-)Befunden, die nicht ins Bild zu passen scheinen,

ernsthaft auseinanderzusetzen.

Zu den wichtigsten Anliegen zählt die Rekonstruktion sozialer Netze jenseits von starren sozialen Modellen und generellen Kategorien. Zentrale Fragen zielen auf das Spannungsfeld und Gefälle zwischen Normen und Individuen beziehungsweise Normen, individuellen Interessen und Strategien, auf unsichtbare Strukturen, auf Eigenlogiken und Wirkungszusammenhänge ab (Levi 1992; Ginzburg/Poni 1991: 8). Oft und viel geht es um Tausch, Reziprozitäten, Solidaritäten, Verflechtungen, Aushandeln.

Einige weitere Elemente, die den mikrohistorischen Ansatz italienischer Prägung charakterisieren, sollen im Folgenden – in Theorie und anhand von Anwendungsbeispielen – genauer vorgestellt werden. Den Abschluss bilden dann die Frage nach der Abgrenzung gegenüber der Lokalgeschichte und ein kurzer Blick auf die Spezifitäten der Rezeption der Mikrogeschichte im deutschsprachigen Raum.

Der Beobachtungsmaßstab

Die Zusammensetzung mit „mikro“ darauf hin, dass es in der Mikrogeschichte darum geht, einen Forschungsgegenstand gewissermaßen unter die Lupe zu nehmen, ihn im Kleinen zu erforschen – aber nicht um ein polemisch immer wieder ins Spiel gebrachtes Klein-Klein oder *small is beautiful* im Sinn von unbedeutend und unwichtig. Verkleinert wird dabei der Beobachtungsmaßstab, um Abläufe, Beziehungsnetze, Interaktionen von und zwischen Menschen im Kleinen – das heißt, aus größtmöglicher Nähe und im Detail zu betrachten. Dadurch lässt sich ansonsten Unsichtbares und gern Übersehenes wie durch ein Mikroskop erst entdecken oder genauer in den Blick bekommen. Um ein Beispiel dafür zu geben, bezieht sich Carlo Ginzburg auf sein Buch „Der Käse und die Würmer“. Darin rekonstruiert er die Vorstellungs- und Glaubenswelt

des Müllers Domenico Scandella, genannt Menocchio, um 1600 auf Basis von Inquisitionsakten (Ginzburg 1996): Mit einem verkleinerten Beobachtungsmaßstab zu arbeiten, bedeutet „in ein ganzes Buch zu verwandeln, was für einen anderen Wissenschaftler – in einer hypothetischen Monographie über die protestantische Reformation im Friaul – nur eine einfache Fußnote abgegeben hätte“ (Ginzburg 1993: 181). In dieser hier zum Buch gewordenen Fußnote werden mikrohistorische Anliegen exemplarisch eingelöst, indem Wahrnehmungen, Weltverständnis, Relevanzhorizonte ebenso wie Handlungsräume, Aktionsweisen und Strategien von Menschen im Mittelpunkt stehen. Diese Ausrichtung auf einzelne Personen und deren vielfältige Lebenszusammenhänge können breitere und allgemeinere Gegebenheiten enthüllen. Schließlich kann auf diese Weise generiertem Wissen eine entscheidende Bedeutung dabei zukommen, interpretative Kategorien und gefestigte Modelle zu erproben und zur Diskussion zu stellen sowie neue zu kreieren.

Wichtig ist dabei zu betonen, dass die Reduktion des Beobachtungsmaßstabes ein rein analytischer Vorgang ist, der auf alles angewendet werden kann, unabhängig von den Dimensionen des analysierten Objektes (Levi 1992: 95). Es geht um eine Analysemethode und nicht um einen bestimmten kleinen Gegenstandsbereich, also nicht zwingend – wofür auch der Müller Menocchio ein Beispiel ist – um ein Dorf.

Dichte Quellendokumentation

Voraussetzung dafür, um aus einem Detail ein ganzes Buch machen zu können, ist eine dichte Quellendokumentation – je nach Fragestellung – zu einer Person, einem Ort und seinen BewohnerInnen oder zu einem anderen Themenkomplex. Kennzeichnend für Mikrogeschichte ist zudem die kreative Aufarbeitung

des Materials sowohl hinsichtlich der Strukturierung der Texte als auch in der Darstellungsweise insgesamt. Die Thematisierung von Lücken in der Überlieferung gehört – neben dem Formulieren von Hypothesen, Zweifeln oder Unsicherheiten – zum mikrohistorischen Programm. Sie müssen beziehungsweise sollen nicht übergangen oder gar kaschiert werden, sondern sie sind Teil der Erzählung (Ginzburg 1993: 183). In der Arbeit mit Quellenmaterial werden qualitative und quantitative Methoden den Gegenständen entsprechend eingesetzt und die Ergebnisse miteinander in Beziehung gesetzt. Die minutiösen Analysen und Interpretationen von Gerichtsprotokollen, Dispensansuchen, Notariats- und Verwaltungsakten gehen mit statistischen Auswertungen von Daten zu Personen, Familien, Grundstücken, Transaktionen unterschiedlichster Art einher.

All die genannten Punkte setzt beispielsweise Osvaldo Raggio in seinem Buch „Faide e parentele“ gekonnt um (Raggio 1990). Fehden und Blutrache zwischen Verwandtschaftsclans, die sich über gemeinsame Familiennamen definieren, beherrschen im ausgehenden 16. und im 17. Jahrhundert das ligurische Hinterland, Fontanabuona genannt. Der Autor rekonstruiert anhand von umfangreichen Archivmaterialien, wie die mächtigen Familien dieses wirtschaftlich – vor allem für den Handel – nicht unbedeutenden Gebietes Familien und Einzelpersonen an sich zu binden vermögen. Die unzähligen Versuche des sich herausbildenden Genueser Staates, Fehden und Blutrache zu unterbinden und dieses Tal zu befrieden, sind in dieser Dichte und Undurchlässigkeit von Beziehungsnetzen, die sich über Arbeit und Arbeitsvermittlung, Heiratspolitik, Formen der Besitzweitergabe und Residenzmuster konstituieren, zum Scheitern verurteilt – zunächst zumindest. Im Weiteren zeichnet Osvaldo Raggio dann im Detail nach,

ab wann, das heißt infolge welcher Konstellationen, Voraussetzungen und Entwicklungen lokale Eliten sich nach und nach für diesen Staat, vor allem für das, was er ihnen bieten kann, zu interessieren beginnen und – etwa in der Form der Übernahme von Ämtern – partizipieren. Dadurch ändern sich die Bedeutung des Staates und sein Stellenwert, was sich nicht ohne Wirkung auf das Leben in der Fontanabuona bleibt: Zu diesem Zeitpunkt treten Lücken im Zusammenhalt auf, Banditen und Rächer werden – erstmals – verraten, den Behörden ausgeliefert und dem Gesetz überantwortet. Der Prozess Staatsbildung und -durchsetzung wird hier in seinen Grundzügen vom Blickwinkel der Peripherie her aufgerollt.

Die Kunst und das Lesevergnügen liegen nicht nur in der Art und Weise begründet, wie das gewonnene Wissen angeordnet und in welche Darstellungsform es gebracht wird. Eine gelungene Mikrogeschichte ist auch daran zu messen, ob die Autorin, der Autor angesichts der Fülle an zutage geförderten Material auf das Hineinpacken von sonst noch interessanten Fällen und produzierbaren Ergebnissen verzichten kann, wenn sie nicht zur Fragestellung passen. Ziel ist also keineswegs eine *histoire totale* zu verfassen, die alle denkbaren Aspekte einbeziehen möchte – dies taucht öfter als Vorwurf im Sinne eines uneinlösbaren Anspruches auf. (Dieses Missverständnis findet sich auch bei Ute Daniel, die Mikrogeschichte in ihrem Kompendium Kulturgeschichte mit einem „antiquarischen Vollständigkeitsfuror“ assoziiert [2001:312]. Für eine Kritik ihrer „stiefmütterliche[n] Behandlung“ der Mikrogeschichte vgl. Schindler 2002:283).

Reziprozität – Tausch – Aushandeln

Wie an dem oben kurz skizzierten Beispiel anklingt, geht es aus einer mikrohistorischen Perspektive ganz zentral um soziale Aushandlungs-

prozesse und Machtkonstellationen, um Reziprozität und Tausch. Prominentes Beispiel dafür ist etwa das breit rezipierte Forschungsergebnis aus der Studie „Das immaterielle Erbe“ von Giovanni Levi (Levi 1986): Er kann darin nachweisen, dass der Verkaufspreis von Grundstücken – in der Wirtschaftsgeschichte vielfach und unhinterfragt als „objektive“ Größe gehandelt – vielmehr ein sozialer denn ein an Größe, Bodenqualität oder Ertrag orientierter Preis ist. Der Verkauf eines Grundstückes stellt in dem von ihm untersuchten Piemontesischen Santena im 17. Jahrhundert in der Regel den Schlusspunkt nach einer Reihe von vorangegangenen Transaktionen und Verhandlungen dar. Die bei der Preisbildung zu berücksichtigenden Leistungen, Schuld- und Kreditbeziehungen können unterschiedlicher Natur sein – beispielsweise mit Mitgift, früheren Grundstückstransaktionen oder Arbeitseinsätzen zusammenhängen.

Prinzipien wie Gegenseitigkeit erschließen sich – vor allem dann, wenn Geben und Nehmen auf unterschiedlichen Ebenen, mit unterschiedlichen Kategorien von Objekten oder Werten vonstatten geht – nicht auf den ersten Blick, sondern sind das Ergebnis genauer Rekonstruktion. Angiolina Arru spürt der Bewandnis nach, die Schenkungen auf sich haben, und kann zeigen, dass der Spruch „donare est perdere“ – „Schenken heißt verlieren“ – ganz und gar nicht zutrifft, im Gegenteil: An diesen Rechtsakt sind sehr oft Gegenleistungen geknüpft, welche die Schenkung zu einer Investition in die Zukunft – die eigene oder die anderer Familienmitglieder – macht und damit Kreditcharakter hat. Sie stellt denn Beginn von einer Reihe weiterer Handlungen dar. Nicht zuletzt setzen sie Frauen gezielt als ein Instrument ein, um ihre Situation in der Ehe zu verbessern oder abzusichern (Arru 1998).

Das außergewöhnlich Normale

Scheinbar nebensächliche Fälle, die von der historischen Forschung und der empirischen Überprüfung ausgeblendet blieben – und mit ihnen breite Ausschnitte vergangener Wirklichkeiten, soziale Formen und Praktiken, Wissensstände, Themen und Probleme – können durch genaues Hinsehen und wenn sie in die Tiefe weiterverfolgt werden, eine symptomatische Bedeutung haben. Umgekehrt kann ein zunächst außergewöhnlich scheinender Fall – weil er spektakulär oder in der Überlieferung singulär ist – zugleich sehr viel über alltägliche Abläufe aussagen, über das, was „normal“ und üblich ist. Er weist also trotz seiner Außergewöhnlichkeit viele Züge von „Normalität“ auf, deren Erforschung den meisten Mikrohistorikern wichtiger erscheint als besonderen Einzelfällen nachzugehen. Edoardo Grendi hat dafür den Begriff des „außergewöhnlich Normalen“ – *l'eccezionale normale* – geprägt, der zu einem weiteren methodischen Schlüsselbegriff mikrohistorischen Arbeitens wurde. Wenn beispielsweise eine Wirtshauschlägerei eskaliert und zu einem Fall für das Gericht wird, enthalten die Aussagen der Beteiligten und Zeugen über den Tathergang hinaus alltägliche Momente der Wirtshauskultur und/oder transportieren allgemeine Werthaltungen. In der Abweichung, im Kontext besonderer Begleitumstände kann Alltägliches zur Sprache kommen, das, was aufgrund seiner Alltäglichkeit in den Quellen meist nicht thematisiert wird.

Die Kontextualisierung

Ganz zentral für die Mikrogeschichte als historiographischen Zugang ist die Kontextualisierung, das heißt das Rekonstruieren von Kontexten. Kontexte sind nicht als Hintergrundfolien, Rahmen oder allgemeine Erklärungen zu verstehen, die man in Standardwerken nachschlägt;

ihre Bedeutung ist nicht unter oder neben dem ‚eigentlichen‘ Thema zu verorten. Kontextualisierung im mikrohistorischen Sinn bedeutet, dass ein Thema von verschiedenen Seiten her unter einem jeweils anderen Fokus eingekreist und beleuchtet wird. Dadurch erhellen sich immer wieder neue Aspekte, die sich dann zu Erklärungszusammenhängen menschlichen Handelns ineinander fügen lassen. In Abgrenzung zu einer strukturfunktionalistischen Herangehensweise werden (vor-) schnelle Erklärungen des „Warum“ von bestimmten sozialen Praktiken vermieden. Denn sie verstellen leicht den Blick auf tiefer liegende Zusammenhänge, die sich erst im Laufe des Forschungsprozesses erschließen können. In einem ersten Schritt geht es vielmehr um die möglichst genaue Rekonstruktion des „Wie“ eines Ablaufes, um das Aufdecken von Vernetzungen und Wirkungsweisen (Levi 1992: 106f). Diese Art der Kontextualisierung trägt zu einer Verdichtung – inhaltlich wie darstellerisch – bei und erweist sich zugleich als ein Weg, um verschiedenste Fragestellungen wirtschafts-, sozial-, familien-, geschlechter-, kulturgeschichtlicher und anderer Provenienz einzubeziehen und deren Potenziale kreativ zu nutzen.

Mikrogeschichte ist nicht Lokalgeschichte

In der Entgegnung auf eine gegen Mikrogeschichte gerichtete Polemik gab Giovanni Levi ein – beim Ethnologen Clifford Geertz entlehntes und auf HistorikerInnen umgemünztes – viel zitiertes Motto aus: „Mikrohistoriker erforschen nicht Dörfer, sie forschen *in* Dörfern.“ (Levi 1992: 96) Dies mag aufs erste banal klingen, verweist aber auf ein wichtiges Problemfeld: Mikrogeschichte wird nicht ungern mit Lokalgeschichte gleichgesetzt oder zumindest in deren Nähe gerückt. Doch hat sie – als theoretisch-methodischer Zugang – verstanden

mit Lokalgeschichte traditioneller heimatkundlicher Prägung an sich nichts gemein – allenfalls nutzen beide dasselbe Quellenkorpus. In der Lokalgeschichte geht es um eine historische Erforschung des Ortes selbst. Dessen Gründung, Geographie und Geologie, Fauna und Flora, wichtige Bauwerke, Männer und Ereignisse, Heldenhaftes und Katastrophales und anderes mehr konstituieren, vielleicht überspitzt gesagt, traditionellerweise die Themen. Diese werden in chronologischer Anordnung, meist lokalpatriotisch gefärbt, aufbereitet.

Wenn eine mikrohistorische Studie in einem Dorf oder regional kleinräumig angesiedelt ist, so steht nicht das Dorf für sich genommen im Brennpunkt des Erkenntnisinteresses, sondern eine Fragestellung, die sich gerade hier besonders gut untersuchen lässt. In einem Dorf zu arbeiten ist, wie Giovanni Levi es an einer Stelle nennt, ein Kunstgriff, der forschungspraktische Vorteile mit sich bringt in Hinblick auf die Rekonstruktionsmöglichkeiten und Kontextualisierung eines Themenkomplexes in einer möglichst dichten Vernetzung (Levi 1981: 9).

Je nach Fragestellung sind auch andere räumliche Zuschnitte notwendig, eine bestimmte Region, eine Stadt, ein Stadtviertel etc. Raul Merzario hat zum Beispiel in der Diözese Como die Bedeutung der kirchlichen Heiratsverbote für Verwandte analysiert und mit der bisher skizzierten Herangehensweise entdecken können, dass die formalen, abstrakten Regelungen tief in soziale Formationsprozesse und -muster hineinwirken (Merzario 1981).

So kann es zu Missverständnissen führen, wenn Otto Ulbricht meint: „Niemand ist eigentlich geeigneter, den mikrogeschichtlichen Ansatz aufzunehmen als der Regional- oder auch Lokalhistoriker.“ (Ulbricht 1994:363) Als Argument dafür nennt er ihre Kenntnisse bezüglich ausreichend dokumentierter Familien, Dörfern und Ereignissen. Dichte

Quellendokumentation ist zwar eine Grundlage mikrogeschichtlichen Forschens, ausschlaggebend ist aber die Themenstellung und der methodische Zugang in der Umsetzung.

Verwirrung mag nicht zuletzt die bisweilen anvisierte Umdeutung des Etiketts „Lokalgeschichte“ stiften. Selbst Hans Medick nennt sein Buch „Weben und Überleben“ im Untertitel „Lokalgeschichte“ (Medick 1996).

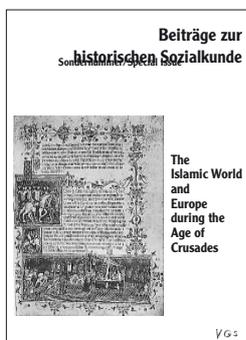
Mikrogeschichte – die deutschsprachige Variante

In Zusammenhang mit der bereits angeschnittenen Frage nach der Rezeption der Mikrogeschichte im deutschsprachigen Raum gilt es den spezifischen Entstehungskontext zu berücksichtigen: Die deutsche Mikrogeschichte „soweit man von einer solchen sprechen kann“, meint Otto Ulbricht in seiner Vorstellung der Methode, „hat ihre spezifischen Eigenheiten“ und die sieht er sicher zu Recht in deren Wurzeln in der Protoindustrialisierungsdebatte begründet (Ulbricht 1994: 348f). Darauf beziehen sich Proponenten wie Hans Medick und Jürgen Schlumbohm auch explizit (Medick 1996: 16ff; Schlumbohm 1994:19). Spezifisch ist weiter das deutsche Wissenschaftsumfeld, das von strukturgeschichtlichen Ansätzen geprägt ist (vgl. Burghartz 2002, 208). Jürgen Schlumbohms Befund, dass in der Geschichtswissenschaft „bisher kaum von einem etablierten Nebeneinander von Mikro- und Makroansätzen die Rede sein [kann]“ charakterisiert die aktuelle Situation (Schlumbohm 1998:10). In deutschsprachigen mikrohistorischen Monographien dominiert im Vergleich zur italienischen Variante tendenziell ein räumlich bezogener, thematisch breit gefächelter Zugang und weniger die auf ein zentrales Thema hin fokussierte Studie in dichter Kontextualisierung. Dieses Potenzial des mikrohistorischen Ansatzes gilt es hier verstärkt aususchöpfen.

LITERATUR

- A. ARRU, Anthropologische Neuorientierung in Italien, in: *Historische Anthropologie* 1995, Jg. 3, 165-173.
- A. ARRU, Beziehungen zwischen zwei Ländern und historiographische Korrekturen: Italien und L'Homme, in: *L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 2000, Jg. 11, 138-140.
- A. ARRU, „Schenken heißt nicht verlieren“. Kredite, Schenkungen und die Vorteile der Gegenseitigkeit in Rom im 18. und 19. Jahrhundert, in: *L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 1998, Jg. 9, 232-251.
- S. BURGHARTZ, Historische Anthropologie/Mikrogeschichte, in: J. Eibach u. G. Lottes (Hg.), *Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch*. Göttingen 2002, 206-218.
- U. DANIEL, *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*. Frankfurt a. M. 2001.
- C. GINZBURG, *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*. Berlin 1996³.
- C. GINZBURG, Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß, in: *Historische Anthropologie* 1993, Jg. 2, 169-192.
- C. GINZBURG/ C. PONI, The Name and the Game. Unequal Exchange and the Historiographic Marketplace, in: E. Muir/G. Ruggiero (Hg.), *Microhistory and the Lost People of Europe*. Baltimore-London 1991, 1-10.
- E. GRENDI, Micro-analisi e storia sociale, in: *Quaderni Storici* 1977, Jg. 12, 506-520.
- G. LEVI, *Das immaterielle Erbe. Eine bäuerliche Welt an der Schwelle zur Moderne*. Berlin 1986.
- G. LEVI, On Microhistory, in: P. Burke (Hg.), *New Perspectives in Historical Writing*. Cambridge 1992, 93-113.
- G. LEVI, Villaggi, Editorial zum Themenheft Villaggi: Studi di antropologia storica [Dörfer: historisch-anthropologische Studien], in: *Quaderni Storici* 1981, Jg. 16, 7-10.
- H. MEDICK, Mikro-Historie. In: W. Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie*. Göttingen 1994, 40-53.
- H. MEDICK, *Weben und Überleben in Laichingen, 1650-1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte*. Göttingen 1996.
- R. MERZARIO, *Il paese stretto: strategie matrimoniali nella diocesi di Como secoli XVI-XVIII*. Torino 1981.
- O. RAGGIO, *Faide e parentele. Lo stato genovese visto dalla Fontanabuona*. Torino 1990.
- N. SCHINDLER, Vom Unbehagen in der Kulturwissenschaft. Eine Polemik, in: *Historische Anthropologie* 2002, Jg. 10, 276-294.
- J. SCHLUMBOHM, *Lebensläufe, Familien, Höfe. Die Bauern und Heuersleute des Osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650-1860*. Göttingen 1994.
- J. SCHLUMBOHM, Mikrogeschichte – Makrogeschichte. Zur Eröffnung einer Debatte, in: ders. (Hg.), *Mikrogeschichte, Makrogeschichte komplementär oder inkommensurabel?* Göttingen 1998, 9-32.
- O. ULBRICHT, Mikrogeschichte: Versuch einer Vorstellung, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 1994, Jg. 45, 347-367.
- P. P. VIAZZO, *Introduzione all' antropologia storica*. Roma-Bari 2000.

„Historische Sozialkunde“ Special Issues



Dominique Faber: Introduction; *Dominique Faber:* Introduction, Preface Crusades; *Michael Mitterauer:* The War of the Pope; *John Morrissey:* Routes to the Orient – The Italian Sea Republics; *Peter Feldbauer:* The Islamic World in the Era of the Crusades; *Gottfried Liedl:* El nacimiento de la modernidad desde el espíritu del poder: Consideraciones filosófico-culturales en torno a la Reconquista; *Gottfried Liedl:* The Birth of Modernity from the Culture of Violence – cultural and philosophical Reflections on the Reconquista; *Manfred Pittioni:* The Idea of the Crusades in the Conflicts between the European States

and the Ottoman Empire; *Jean-Paul Lehnert:* La perception de l'autre dans le domaine de l'enseignement. Perspectives euro-méditerranéennes; *John Morrissey:* Didactic Seminar for Trainee Teachers: "Non-European Cultures in History Classes. The Islamic World and Europe during the Crusades"; *Antoinette Reuter:* Mir schwätzen arabesch –, Nous parlons l'arabe –, Wir sprechen arabisch –, Parliamo l'arabo –, Falamos arabo



Alois Ecker: Editorial; *Andreas Kappler:* From the Multinational Soviet Empire to 15 National States; *Hans-Georg Heinrich:* Problems of the Transformation Period in Russia; *Martina Ritter:* From Soviet Society to Civil Society? *Alison Cardwell:* The Council of Europe's Contribution to the Reform of History Teaching in the Russian Federation and the Succession States of the Former Soviet Union; *Alois Ecker:* History teaching in the Russian Federation – from the View of Process-oriented Didactics; *Ludmila Alexaschkina:* The Development of History Curricula for Secondary Schools in the Russian

Federation; *Nina Hryashcheva:* Active Methods of Secondary School Teacher Training; *Ludmila M. Andrukhnina:* Development of the Initial and In-service Training for History Teachers in the Russian Federation; *Alexander Shevryev:* The History Textbooks in Contemporary Russia: A New Generation; *Joke van der Leeuw-Roord:* UROKI KLIO, EUROCLIO Project on the Development and Implementation of History Textbooks in Russia, 1997–2000; *Hans Schustereder:* Educational Cooperation between Austria and the Russian Federation

Einzelheft: 7 € (+ Versandkosten)

4 Hefte in einem Paket: 20 € (+ Versandkosten)

Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
der Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien
Tel.: +43-1-4277/41305 (41301), Fax.: +43-1-4277/9413
E-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at
<http://www.univie.ac.at/wirtschaftsgeschichte/vgs>

Introduction; *Michael Mitterauer:* A Patriarchal Culture? Functions and Forms of Family in the Balkans; *Karl Kaser:* Descent, Relationship and the Public; *Hannes Grandits/Joel M. Halpern:* Traditional Value Patterns and The War in Ex-Yugoslavia



Introduction; *Falk Pingel:* Teaching the Holocaust in its own right. A Reassessment of current pedagogical Orientations; *Nili Keren:* Shoa - A Journey to Memory A textbook on the Holocaust for High School Students; *Volkhard Knigge:* Remember or Reappraise? Critical Comments on Memorial Pedagogy; *Günter Morsch:* Authentic Places of Nazi-Crimes Chances and Risks from the View of Visitor Research; *Gottfried Kößler:* Participation in Trauma? Eyewitnesses in the Pedagogical Approach to the History of the Holocaust; *Angelika Rieber:* "I could comprehend many things from my own experience" The Topic Holocaust in Multicultural Classes; *Hannelore Lutz and Students:* "... Disappeared in Izbica". A Search for Traces ... Study trip and German-Polish Seminar/Youth Exchange at Poland in 1999; *Dirko Thomsen and Students:* Memorial Work and Youth Exchange at Volkswagen; *Bruno Winkler/Helmut Schlatter:* Communicative Work as Memorial Work. Museum Pedagogy in the Jewish Museum Hohenems; *Bernhard Denkingler/Ulrike Felber/Wolfgang Quatember:* Museum of Contemporary History and KZ-Memorial Ebensee. Examination of the Past in Historical Museums and at the Authentic Places; *Dietmar Sedlaczek:* CD ROMS on National Socialism; *Eduard Fuchs:* Selection of New Media on the Topic; Bibliography



Karl Husa/Christof Parnreiter/Irene Stacher: International Migration – A Global Challenge; *Christof Parnreiter/Gerald Hödl/Karl Husa/Christof Parnreiter/Irene Stacher:* International Migration: Global Challenge of the 21st Century? *Douglas S. Massey:* Immigration in a Globalizing Economy; *Karl Husa/Helmut Wohlschlägl:* Southeast Asia: A New Global Player in the System of International Labour Migration; *Christof Parnreiter:* Losing Control? Globalization and the Difficulties of the United States to Contain Mexican Immigration; *Heinz Faßmann/Rainer Münz:* EU Enlargement and Future East-West Migration in Europe; *Albert Kraller/Irene Stacher:* Austria – Migration and Asylum Patterns and Policies in the 19th and 20th Century; *Eduard Fuchs/Irene Stacher:* Hyperlinks

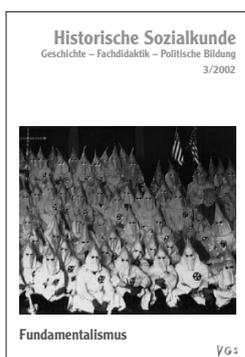


„Historische Sozialkunde“ 2002



Elisabeth Vavra: Einleitung
Karl Brunner: Opfer und Schauspiel
Elisabeth Vavra: Ein Altar entsteht ...
Gertrud Blaschitz: Der heilige Wolfgang in Viten und Legende
Kornelia Holzner-Tobisch: Für die Zukunft sorgen
Thomas Kühtreiber: Stadt – Land – Fluss
Elisabeth Vavra: Die Sprache der Bilder
Helmut Hundsbichler: Kein Bildnis machen?
Gerhard Jaritz: Die visuelle ‚Nähe‘ des heiligen Fürbitters Wolfgang
Quellen und Literatur

Fachdidaktik
Klaus Edel: Die Homepage „Fachdidaktik Geschichte“



Clemens Six: Fundamentalismus – Skizze einer Abschießung
Deen Larsen: Amerikanischer Fundamentalismus: Eine Einführung
Guðrun Harrer: Islamismus
Clemens Six: Hinduismus als Fundament einer indischen Nation

Fachdidaktik
Natascha Kutusov/Thomas Landauer/Kathrin Schamal: Protestantischer Fundamentalismus in den USA
Katharina Claucig/Gerald Schober: Protestantischer Fundamentalismus
Andreas Prutsch/Martina Lenz: „Katholischer Fundamentalismus“ – eine Internetrecherche für den GS/P-Unterricht
Rezensionen zum Thema: Film – Buch – Ausstellung
John Morrissey: Betrayed – Von Constantin Costa-Gavras
Blood in the Face. The Ku Klux Klan, Aryan Nations, Nazi Skin Heads, and the Rise of a New White Culture – Von James Ridgeway



Gottfried Liedl: Zum Geleit;
Markus Holzweber: Kreuzzug und *djihad*: ein Vergleich
Kristina Winter/Martina Scheuhammer: Kriegeridentitäten und Kreuzzugspropaganda
Andreas Obenaus: Die christlichen, byzantinischen und muslimischen Landarmeen zur Zeit der Kreuzzüge – ein Vergleich
Stefan Lamprechter/Gerald Weigl: Der Weg nach Tenochtitlan
Thomas Kolnberger: Krieg und militärische Akkulturation

Fachdidaktik
Stefan Lamprechter/Alexander Schober
Vorstellungen und Erwartungen der Spanier von der Neuen Welt
Oder wie der Film „Die Amazonen“ entstand

Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
der Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien
Tel.: +43-1-4277/41305 (41301), Fax.: +43-1-4277/9413
E-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at
<http://www.univie.ac.at/wirtschaftsgeschichte/vgs>